Anekdoten

und

Karakterzüge

aus

dem Leben

Friedrich des Zweiten.

Berlin 1787.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Züge, welche den Privatkarakter des größten Königs genauer bestimmen, werden hoffentlich bei allen denen, die seine Größe zu fühlen im Stande sind, keine frostige Aufnahme finden. Seit sechs und vierzig Jahren war er der merkwürdigste Mann in Europa. Von einem solchen ist der kleinste Zug des Aufbehaltens werth. Es ist schwer, ihn sich unter so verschiedenen Gesichtspunkten mit Wahrheit zu denken; wer vermag es, den Helden des siebenjährigen Krieges aus dem Gesichtspunkte des gütigen, sorgsamen Hausvaters, (wenn der Ausdruk erlaubt ist) zu betrachten? Wer denkt ihn sich in seinem Privatleben so, wie er wirklich

war? — Aus der zahllosen Menge alles dessen, was er that und sagte, heben wir für izt nur das aus, was das edle Gepräge Seiner Originalität hat, und fodern jeden rechtschaffenen Patrioten auf, der etwas zur Beförderung dieses Unternehmens in Händen hat, es dem Herausgeber dieser kleinen Sammlung zu einem zweiten Theile, der auch bald erscheinen wird, durch den Verleger gütigst zukommen zu laßen.

Der

Der König von Preußen war etwas unter der mittlern Mannsgröße, sehr proportionirt gebildet. In seinen jüngern Jahren hatte er einen zierlichen Anstand und diejenigen angenehme Nachläßigkeit in seiner Gestalt, die man Grazie nennt. In seinem Alter neigte sich sein Körper etwas vorn über, und der Kopf hing nach der rechten Seite hin. Seine Leibesbeschaffenheit, die von Natur nicht die stärkste war, hatte er durch viele Leibesübungen abgehärtet. Er hatte große schöne blaue Augen, und sein Blick war so äußerst durchdringend und scharf, daß derjenige, den er da-

damit faßte, gewiß nicht kalt bleiben konnte; sogar muthige Männer mußten sich auf gewisse Weise dagegen fest machen. In jüngern Jahren war sein Mund höchst angenehm, aber der Verlust der vordern Zähne gab dem sonst noch lebhaften Gesicht ein ältliches Ansehen. Obschon alle Bildnisse die von ihm vorhanden sind, etwas Aehnliches haben, kann er doch gar nicht nach denselben beurtheilt werden. Wenn er sprach, wurden seine Gesichtszüge bis zum Erstaunen beseelt. Nie wirkte die Seele wohl schneller auf irgend ein Gesicht, als auf das seinige; und nie wurde dies sichtbarer, als wenn er Musik hörte. Der Ausdruk seines Gesichts wechselte mit dem schnellsten Uebergang der Töne ab, und äußerte seine ausnehmend richtige und geschwinde Empfänglichkeit für jedes Gefühl. Daher war er selbst einer der größten Flötenspieler seiner Zeit. Besonders drükte er

zärt-

zärtliche und rührende Empfindungen im Adagio bis zum Entzükken schön auf diesem Instrument aus; Nur wenige haben das Vergnügen gehabt, ihn zu hören; denn nie ward einem Fremden der Zutritt zu den Konzerten verstattet, in welchen er selbst, von einigen ausgewählten Tonkünstlern begleitet, spielte.

Selbst im Kriege musicirte er, sobald er einige Ruhe genoß, täglich eine Stunde, und spielte etliche Konzerte von Quanz oder von seiner eigenen Komposition auf der Queerflöte mit einer solchen Fertigkeit, als ob das Flötenspielen die einzige Beschäftigung seines Lebens gewesen wäre.

Im Gespräch war der Ton seiner Stimme der reinste und angenehmste Tenor, der sich nur denken läßt. Kommandirte er seine Truppen, so war seine Stimme laut, und selbst in der Ferne äußerst deutlich.

Er sprach viel, und drükte sich überhaupt mit einer Geläufigkeit aus, die dem schnellen Gange seiner Gedanken angemessen war. Das Talent, schnelle, witzige, oder auch nur verbindliche Antworten zu geben, besaß er im höchsten Grade. Ob er gleich dem andern Geschlecht nicht sehr gewogen war, begegnete er demselben doch mit der ihm natürlichen Artigkeit, und war sehr gern und sehr aufgewekt in Gesellschaft verdienstvoller Damen.

Seine Kleidung war stets sehr einfach, und wenn er mit seinem Gefolge ritt, zeichnete er sich durch den ganz schlichten blauen Rok aus. Den großen schwarzen Hut mit weissen Federn trug er gemeiniglich so, daß die große Seitenkrempe über seine Stirn und Augen, und die vordere Krempe nach der einen Seite hinkam. Die ersteren Jahre seiner Regierung war sein Anzug immer sehr nett und angepaßt; an großen Galla= und Vermählungstagen war er ge=

wöhnlich in reichem Gold = und Silberstük mit brillantenen Knöpfen gekleidet. Nach dem siebenjährigen Krieg aber hat er immer nur seine Uniform getragen, die denn bey großen Gallatagen von blauem Sammt reich mit Silber gestikt war.

Sein Haar trug er hinten in einem Zopf zusammen gebunden, und auf den Seiten in nachläſſige Lokken gerollt. Mehrentheils waren sie sehr ungleich gepudert, und zeigten, daß der große König keine Zeit für Toilettgeschäfte übrig hätte.

Sobald er aufgestanden war, kleidete er sich an. Dies geschah ohne alle Umstände und mit wenig Hülfe. Seine Haar frisirte er in der Geschwindigkeit selbst vor einem Spiegel, der ihm vor das Bette gebracht wurde. In weniger als einer Viertelstunde war er mit seinem Anzuge fertig.

Seine Gesellschaft hat immer aus Gelehrten und schönen Geistern bestanden. Der König wollte in seinem Cirkel, so viel

es sich thun ließ, Freiheit des Gesprächs und völlige Gleichheit einführen. Die um ihm waren, thaten stets ihr Möglichstes, beides zu bewirken. Niemand von allen wußte das Gespräch so anhaltend lebhaft zu erhalten, als der König selbst. Er verstattete auch Andern, wizzig zu sein, welches bei Personen seiner hohen Würde etwas höchst seltnes ist. Einst sagte er zu dem Abt Bastiani: „ Wenn Sie die „ päbstliche Krone erlangen werden, die „ Ihr erbaulicher frommer Lebenswandel „ Ihnen gewiß noch erwerben muß, wie „ werden Sie mich aufnehmen, wenn ich „ nach Rom komme, Ihnen meine Devo„ tion zu erweisen? „ — „ Man lasse „ den schwarzen Adler herein, werde ich „ sagen, " versetzte der Abt; „ er dekke „ mich mit seinem Flügel, aber — ver„ schone mich mit seinem Schnabel. „

Bei seiner erstaunlichen Thätigkeit und Betriebsamkeit war es natürlich, daß er von allen, die mit ihm zu thun hatten,

das

das nämliche foderte. Denjenigen, die ihre Geschäfte schnell und treu verrichteten, war er ein sehr gütiger und billiger Herr. Jemand der viele Jahre um seine Person gewesen ist, versichert: Niemand habe besser, als er, zu beurtheilen gewußt, was man billigerweise von jemandes Fähigkeiten erwarten könne; und kein Herr sei weniger eigensinnig noch widersprechend in seinen Befehlen gewesen, als er.

Er hat Lieblinge gehabt; aber nie erhielten sie einen Antheil an Regierungsgeschäften, oder hatten den mindesten Einfluß auf seine Unternehmungen. Verschiedene seiner Lieblinge waren, im engsten Sinne des Worts, seine Freunde. Derjenige, den er am vorzüglichsten mit seiner Freundschaft und Vertraulichkeit beehrte, war der Generallieutenant Graf von Rothenburg: so lange dieser lebte, konnte der König seiner Gesellschaft gar nicht entbehren. Während der lezten Krankheit dieses Generals hat der König sehr oft stunden-

lang

lang vor seinem Bette gesessen, und als er die Nachricht von seinem Tode erhielt, lief er aus seinem Schloß in Potsdam, uneingedenk daß er nur halb angekleidet war, über die Straße zu ihm hin, weinte, ließ ihm die Ader schlagen, wozu er noch den Teller hielt; und als er sahe, daß alles vorbei war, begab er sich weinend und tief traurend hinweg, und blieb einige Tage allein in seinem Zimmer.

Der König verband Eigenschaften, die selten vereint zu sein pflegen; denn auch hierin machte dies wundervolle Genie eine Ausnahme. Der Geist, der gewohnt war, die größten Gegenstände zu umfassen, ließ sich auch zu dem kleinsten Detail herab. Mit der ausharrendsten Geduld blieb dies feurige Genie im Gleise der Geschäfte.

Seine Seelenkräfte standen alle im genausten und schönsten Verhältniß. Viele wollen es als einen Beweis ihres Genies angesehen wissen, daß sie für Kleinigkeiten

kein Gedächtniß haben. Friedrich wußte alles; erinnerte sich der geringsten Kleinigkeit. Er kannte Soldaten, die unter seinem Regimente, als er noch Kronprinz war, gestanden hatten, auf den ersten Anblik nach 40 Jahren wieder. Zum Erstaunen seiner Officiere erinnerte er sich bei Revüen einzelner Soldaten noch nach Jahren, und fragte nach ihnen. Vor nicht langer Zeit hatte man einem Unterofficier eine gute Versorgung gegeben. Als die Ausfertigung darüber dem König zur Bestätigung vorgelegt ward, mahlte er statt dieser einen Galgen, mit einem daran hängenden Mann; weil er sich ganz genau erinnerte, daß dieser Mensch sich irgendwo von einer schlechten Seite gezeigt, und also seines Amtes unwürdig war.

Im Jahr 1775 redete der König einst von seinen ausgestandenen Mühseligkeiten im lezten Kriege. Dabei erinnerte er sich, daß ihn einmal ein gemeiner Soldat vom Regiment Prinz von Preussen in einer

Nacht,

Nacht, als er ganz erfroren war, durch ein schnell angemachtes Feuer sehr erquikt habe. Ich habe dem Mann, sagte er, ein Trinkgeld versprochen, und besinne mich nicht, daß ich es ihm gegeben habe. Ueber den vielen Unruhen kam es mir aus dem Sinn, und ich habe seitdem nicht wieder daran gedacht. Ich möchte wissen, ob der Mann noch lebt? Der eben anwesende General sagte: er sei unter seinem Regiment Unterofficier. Der König freute sich hierüber ungemein, ließ ihm eine beträchtliche Summe auszahlen, und gab ihm nahe Anwartschaft auf einen einträglichen Accisepoſten. —

Die anhaltende strenge Aufmerksamkeit des Königs von Preußen hat nirgend ihres Gleichen, und ist einer der merkwürdigsten Züge in seinem ausserordentlichen Karakter. Jenen Grad von Anstrengung, den ein Mann von starker Geisteskraft bei irgend einer wichtigen Gelegenheit anwenden kann, hat der König ganze 46 Jahr

in einem fort angewendet, ohne sich in seinem Plan durch Vergnügen, Trägheit, Verdruß oder Mißlingen, auch nur einen einzigen Tag unterbrechen zu lassen. —

Als sein Alter und seine Leibesschwäche schon zunahmen, begegnete es dem Könige einige *mal*, daß er etwas länger schlief als er sich vorgesetzt hatte; er ärgerte sich darüber, befahl seinem Kammerlakaien, ihn nicht länger als bis 4 Uhr schlafen zu lassen, und ihn, wenn er auch noch so viel kapituliren würde, mit Gewalt zu wecken. Einst kam ein Bedienter, den der König erst angenommen hatte, um diesen Befehl zu erfüllen. „Laß mich doch noch ein we„nig schlafen, ich bin noch gar zu mü„de! — Ihro Majestät haben mir befohlen, ich sollte so früh kommen. — „Nur noch eine einzige Viertelstunde, sag' „ich." — Keine Minute, Ihro Majestät! es ist 4 Uhr; ich lasse mich nicht abweisen. — „Nun das ist brav!" rief der König; „du würdest übel angekom-

„men

„ men sein, wenn du mich hättest liegen „ lassen.“

Ein Reisender, der sich in Potsdam aufhielt, ging eines Morgens früh weit vor dem Thor spazieren. Er sahe von ferne einen Trupp Soldaten exerciren, und gieng darauf zu. Ein Officier zu Pferde, den er für den Major hielt, war ausserordentlich geschäftig, und ritt oft durch die Glieder, den gemeinen Soldaten zu unterrichten, oder ihm Verweise zu geben. Als der Fremde ganz nahe kam, sah er zu seinem Erstaunen, daß der vermeinte Major der König selbst war. Er hatte den Degen gezogen, und fuhr noch eine ganze Stunde fort zu exerciren und sich mit dem Eifer eines jungen Officiers, der sich um die Aufmerksamkeit seines Feldherrn bewirbt, anzustrengen. Der Fremde äußerte gegen einen anwesenden Officier seine Verwunderung darüber, daß der König sich mit dieser Handvoll Leute so erstaunliche Mühe gäbe, und sich überhaupt so wenig Ruhe

gönnte.

gönnte. — „Der Ruhe genießt er,“ antwortete der Officier, „bloß zwischen „10 Uhr des Abends und 4 Uhr des „Morgens. Alle seine übrige Stunden „sind voll Thätigkeit des Leibes oder Gei„stes, oder beider zugleich. Die gegen„wärtige Leibesübung ist blos Erholung „von einer vorhergegangenen dreistündigen „Arbeit in seinem Kabinet.“

Eben dieser Reisende macht die Anmerkung: die Bibliothek des Königs im Schlosse zu Potsdam sei eine der schönsten, vom feinsten Geschmak, und von seiner eignen Anordnung. Er ließ sich auch die Garderobe zeigen. Diese bestand aus zwei blauen Rökken mit rothen Aufschlägen, wovon an dem einen das Futter schon etwas durch gerieben war; zwei gelben, ziemlich stark mit spanischem Schnupftobak bestreueten Westen; drei Paar gelben Beinkleidern, und einer blau sammetnen reich mit Silber gestikten Garde-Uniform. Zahlreicher war der Kleidervorrath des Königs nie.

Wie selten trift man in Pallästen dergleichen Garderoben, dergleichen Bibliotheken an!

Dieser große König hielt sich die ganze schöne Jahreszeit beständig in Sanssouci ohne irgend eine Leibwache oder Bedekkung auf. Wenn man bedenkt, daß derjenige, der so unbewacht schlief, ein unumschränkter Monarch war, der blos nach den Eingebungen seines eigenen Verstandes und Willens regierte, ohne sich um den Haß oder das Mißvergnügen irgend einer Klasse von Menschen bekümmern zu dürfen, so muß man auch hierin die Größe seiner Seele erkennen und bewundern.

Er fand sehr vielen Geschmak an Gemählden und andern Kunstwerken; auch war er von beiden ein **wirklicher** Kenner. Indes bekümmerte es ihn nie, ob ein Stük von Raphael, Guido, oder Corregio war. Sah er nichts Schönes daran, so sagte er es frei heraus, und zog ohne Umstände das

Werk eines neuern oder unberühmten Künstlers vor, wenn er es nur nach seiner eigenen Ueberzeugung schön fand.

Dem Beobachter ist es das angenehmste Geschäft, dem unbezwungnen Helden in seinem häuslichen und Privatleben nachzuschleichen; und da ganz das weiche Herz, alle die kleinen freundlichen Neigungen, die die sanfteste Seele bezeichnen, zu finden. Unter diese leztern gehört seine Neigung zu den gutmüthigen treuen Geschöpfen, den Hunden, denen er besonders zugethan war. In seinem Kabinet lagen immer eine Menge kleiner lederner Bälle, womit er diese treuen Gefährten spielen ließ. Wenn sie krank waren, ließ er sie sorgfältig verpflegen. Einer von diesen seinen vierfüßigen Günstlingen begleitete ihn überall in seinen ersten Feldzügen. Bei einer Gelegenheit, wo er sich allein zu weit gewagt hatte, und plötzlich ganz wider Vermuthen auf einen Trupp Panduren stieß, war er genöthigt, sich in einen Graben unter einer Brükke

zu stellen, wo er vor jedermann verborgen war, nur daß er nichts anders vermuthen konnte, als daß sein kleines Windspiel *Biche* ihn bei dem Geräusch der Pferde, die über die Brükke trabten, durch Bellen verrathen würde. *Biche* drängte sich aber, als kennte sie die Lage ihres Herrn, ganz dicht an ihn, und gab keinen Laut von sich. Der König begegnete bald darauf dem Generallieutenant von Rothenburg, dem er lachend die *Biche*, als seine treuste Freundin vorstellte. Nachher gerieth das Hündchen bei einer gewissen Gelegenheit, mit des Königs Gepäkke, in die Hände der Oestreicher. Die Generalin Nadasti nahm es zu sich, und mußte verschiedene male darum ersucht werden, ehe sie sich entschließen konnte, es wieder herauszugeben. Der König saß eben und schrieb, als *Biche* wieder ankam. Rothenburg ließ sie leise, daß ohne es der König bemerkte, in die Thür hinein, und mit einem mal stand sie auf dem Tische vor dem König, und legte die Vorderpfötchen um seinen Hals. Der König freute sich so

sehr

sehr, daß ihm die Thränen in die Augen traten. *Biche* hat ein kleines Denkmal im Sanssouci bekommen, und ihre kleine Nachkommenschaft hat der König bis an sein Ende um sich behalten.

Wie sehr der **Mann** mit dieser sanften Seele auch **Held** war, beweist seine persönliche Tapferkeit, die aber nie in wilden Ungestüm ausartete. Immer zeigte er die große Seele, die den Zwek ihrer Thätigkeit auch im Getümmel der Schlacht nicht aus den Augen verlor.

In der Schlacht bei Torgau bekam der König, der immer an der Spitze seiner Truppen war, bey dem zweiten Angriff einen Streifschuß von einer Flintenkugel. Alle seine Adjutanten waren mit verschiedenen Ordern versendet. Der einzige Major Graf Friedrich von Anhalt, itziger Russischer Generallieutenant, war bei ihm. Dieser ersuchte den König vergebens, sich aus dem Gefecht hinweg zu begeben, und sich

verbinden zu lassen. Nein, sagte der König, man muß sich bemühen, der Unordnung abzuhelfen, und den Sieg zu erfechten; auf mein Leben kommt nichts an. Durch diesen weisen überlegten Muth und durch diese Standhaftigkeit wurde der Soldat aufs neue beherzt, die Ordnung wieder hergestellt, und die Schlacht gewonnen.

Während obgedachter Schlacht bei Torgau grif der Obristlieutenant Graf von Anhalt mit zwei Grenadierkompagnien vom Regiment Prinz von Preußen muthig den Feind an. Er wurde getödtet, und als man dem Könige den Tod dieses braven Officiers meldete, wandte er sich zu dessen Bruder, dem itzigen Russischkaiserlichen Generallieutenant Grafen von Anhalt, der damals Flügeladjutant war, und sagte: Tout va mal aujourd'hui! Mes amis me quittent. On vient de m'annoncer la mort de Votre frere! — (Heute geht alles unglüklich! Meine Freunde verlassen mich.

So

So eben erhalte ich die Nachricht, daß Ihr Bruder geblieben ist!) Diese wenige Worte mitten im Getümmel einer Schlacht unter dem Getöse des fürchterlichsten Kanonenfeuers gesprochen, zeugen von einer Erhabenheit, von einer Güte der Seele, die man nicht genug bewundern kann.

Der Eindruk seiner Größe wirkte auch auf entfernte Nationen; und rohe Menschen fühlten sich von seiner unglaublichen Unerschrokkenheit wehrlos gemacht. In dem siebenjährigen Kriege ritt der König einst mit einem ganz kleinen Gefolge recognosciren. In einem Gebüsch lagen einige Panduren verstekt, die durch einzelne doch fruchtlose Schüsse nach dem Gefolge des Monarchen zielten. Der Held achtete dies nicht, als ihm plötzlich ein Feldjäger zurief: **Ihro Majestät, retten Sie Sich! Da hinter diesem Baume dicht am Wege legt einer auf Sie an!** — **Friedrich** behielt seine Fassung, sah sich um, erblikte den zielenden Panduren, hob

seinen Stok in die Höh, und rief ihm mit drohender Stimme zu: „Du! Du!“ und der Pandur nahm erschrokken sein Gewehr vor den Fuß, entblößte sein Haupt, und blieb in ehrerbietiger Stellung stehen, bis der König vorüber geritten war.

Man hat angemerkt, daß man, wenn man auf der Karte von Europa und Asien, von Rochelle nach dem kaspischen Meer, von da nach Schwedisch-Lappland, von da aus wieder nach Rochelle einen Triangel zieht, die Völker berührt, die den König von Preußen auf einmal bekriegt haben. Franzosen, Deutsche, Oestreicher, Kroaten, Ungarn, Kalmuken, Russen, Schweden. Aller Unterschied zwischen den rohen und sogenannten gesitteten Völkern verschwand; alles athmete einmüthige Erbitterung gegen den großen Mann. Man fand unter dem erbeuteten Gepäkke des General Contades in Westphalen einen Brief von dem alten Marschall Belisle, worin ihm dieser den Rath gab: Il faut

faire un desert du païs devant l'armée. (Man muß das Land vor der Armee her zu einer Wüste machen.) Der französische Gesande zu Wien schrieb nach der Schlacht bei Kunersdorf an den bey der russischen Armee befindlichen Marquis von Montalembert: il faut achever de detruire le Roi de Prusse; *Vous* devez employer tout Votre credit dans l'armée Russe pour l'engager à passer l'Oder; il faut montrer aux Russes la perspective du pillage de Berlin & de toute la Marche de Brandenbourg &c. (Man muß den König von Preußen völlig zu Grunde richten. Sie müssen Ihren ganzen Kredit bei der russischen Armee anwenden, sie zu vermögen, daß sie über die Oder geht, und den Russen die Plünderung Berlins und der ganzen Mark Brandenburg vorspiegeln.) — Wo ist hier der Unterschied in der Denkungsart zwischen Franzosen und Kalmukken? — So dachte eine Nation, welcher der König von Preußen beständig Beweise seiner Achtung

gegeben hatte. Nach der Schlacht bei Roßbach besuchte er die verwundeten französischen Officiere, und sagte zu ihnen: „Meine Herren, ich kann mich immer „noch nicht daran gewöhnen, die Franzo„sen als meine Feinde anzusehen.„

Eine lebendige Darstellung der Seelengröße dieses Königs, der nie der Menge seiner Feinde oder dem Gewicht seiner oft verzweifelten Lage unterlag, findet man in einem Briefe von einem Preußischen Officier nach der unglüklichen Schlacht bei Kunersdorf. „Es waren nicht 5000 „Soldaten bei dem Könige. Die Regi„menter sahen nicht stärker aus, als Com„pagnien. Ich sah diesen Morgen den „König unter ihnen in einem offenen durch „die Kosaken zerstörten Bauerhause in „Oetscher auf ein wenig Stroh so fest „und ruhig schlafen, als ob er sich in „völliger Sicherheit befände. Der Hut „lag ihm halb auf dem Gesicht; der De„gen bloß zur Seite. Zu seinen Füßen

„schnarch-

„ schnarchten zwei Adjutanten, aber ohne „ Stroh. Ein Grenadier wachte vor dem „ Hause. — Dieser Monarch scheint den „ Schlaf und die Erholung des Körpers, „ so wie die Gegenwart des Geistes in sei„ ner Gewalt zu haben u. s. w. „

Der Graf von Nesselrode sagt von diesem ausserordentlichen Mann: „ Im „ Unglück glänzt er am meisten. Wenn „ er hart zusammengepreßt ist, hat er eine „ unwiderstehliche Schnellkraft. „

Als sich 1761. die Russen und Oestreicher vereinigt hatten, und eine Armee von 120,000 Mann ausmachten, der König aber nur 50 Bataillone und 80 Schwadronen stark war, so konnte er, ohne seine kleine Armee nicht ganz aufzuopfern, dieses große Heer unmöglich angreifen. Er setzte sich daher bei Bunzelwitz in den Stand, daß die Feinde ihn nicht ohne Gefahr angreifen konnten. Durch dieses Mittel hemmte er 20 Tage lang die Thätigkeit die-

dieser ungeheuren Macht, und man mußte die Kunst zu zaudern, die der König hier bewies, um so mehr bewundern, je weniger er darin geübt war. Er gab in diesem Lager das größte Beispiel der Wachsamkeit, indem er fast alle Nächte die Schanzen desselbem besuchte, und oft bis zum Anbruch des Tages bei den Wachtfeuern verweilte. „Nehmet ein Bund Stroh,„ sagte der König, da er wie gewöhnlich in die Schanzen ritt, „damit ich nicht wie„der, wie die vorigen Nächte, auf „der Erde liegen darf.„

Rede des Königs vor der Schlacht bei Leuthen.

Des Tages zuvor, ehe der König der weit überlegnen Macht unter den Befehlen des Prinzen Karl von Lothringen das blutige und entscheidende Treffen bei Leuthen lieferte, ließ er alle Chefs der verschiedenen Bataillons, Eskadrons und Kompagnien

vor

vor sich fodern, und hielt dem wesentlichen Inhalt nach folgende Rede an sie:

„ Messieurs! Ich werde morgen auf „ den Feind losgehen, und ihm ein Tref„ fen liefern: da auf diese Schlacht alles „ für diese Kampagne ankommen, und sie „ entscheiden wird, wer von Schlesien „ Herr seyn soll, so habe ich Euch vor „ mich kommen lassen, um zu sagen, daß „ ich von einem jeden erwarte, daß er sei„ ne Schuldigkeit aufs genaueste erfüllen „ und sein Aeußerstes thun werde. „

„ Ich verlange, daß ein jeder auf sei„ nem Posten genau auf das Kommando „ merke, und seinen Untergebnen mit un„ erschroknem Muth und Tapferkeit vor„ gehe; kurz, daß ein jeder dem Feinde „ mit dem Vorsatze unter die Augen trete: „ entweder zu siegen, oder zu sterben. „ Seyd Ihr alle, keinen ausgenommen, so „ gesinnt wie ich, so bin ich des Sieges „ gewiß.

„ Ich

„Ich bin von der Stärke und
„Schwäche des Feindes unterrichtet, und
„werde alle Korps so anführen, daß sie
„mit Vortheil fechten können; es wird
„dann nur auf Euch ankommen, mit ent-
„schlossenem Muth und alter preußischer
„Tapferkeit zu streiten."

„Wer von euch verzagt ist, Leben
„und Blut nicht aufopfern will, der tre-
„te heraus, ehe er andere verzagt macht!
„Er trete heraus! Er soll ohne Umstän-
„de und Vorwurf gleich auf der Stelle
„seinen Absichied haben!"

Diese Rede ward mit allgemeiner Stille und Aufmerksamkeit angehört. Auf die leztern Worte des Königs sagte nach einer kleinen Pause ein Staabsofficier im Namen aller mit einem Enthusiasmus von Liebe für den König: „das thue ein
„Hundsfott! Wir sind alle bereit, für
„Ew. Majestät unser Leben aufzuopfern!"

Der

Der König beschloß hierauf seine Rede mit einer sichtbaren Zufriedenheit und Gelassenheit also: „Ich sehe, es ist keiner hier, den nicht edler Heldenmuth beseelt! aber ich werde auch genau darauf merken, wer sein Verspechen und seine Schuldigkeit erfüllt. Ich werde hinten und vorn sein, mich von einem Flügel zum andern wenden, keine Eskadron, keine Kompagnie soll meiner Aufmerksamkeit entgehen! Ich werde sie aufs genaueste beobachten. Wer dann seine Schuldigkeit thun wird, den will ich mit Ehre und Gnade überhäufen, und ich werde es ihm nie vergessen. Wer sich aber von einer widrigen Seite zeigt, der mag alsdann auch nur gehen, und mir nie wieder unter die Augen kommen."

Jedermann kennt den Ausgang, der dieses Unternehmen krönte, das den 5. December 1757. geschah, und die Wieder-

er-

eroberung von ganz Schlesien war die Folge dieses glorreichen Sieges.

Vor dieser Schlacht hatten die Oestreicher sehr geringschätzig von des Königs kleinem Heere gesprochen. Er wußte es, und sagte, als man in Lissa, wo er nach diesem Siege sein Nachtquartier nahm, davon sprach: „Ich verzeih ihnen die Sottise, die sie gesagt haben, sehr gern, in „Ansehung der, die sie eben izt gemacht „haben.„

Vor der Schlacht bei Rosbach, wo die französische und kaiserliche Armee über 50000 Mann stark war, und die Preußen kaum 22000 Mann ausmachten, redete der König seine Truppen folgendergestalt an:

„Die Stunde ist gekommen, meine „Freunde, da alles, was uns theuer seyn

„sollte,

„ sollte, und theuer ist, von unsern Waf-
„ fen und unserm Verhalten abhängt.
„ Die Zeit vergönnt mir nur wenig Wor-
„ te, und es wäre unnöthig, viel zu sa-
„ gen. Ihr wißt, daß keine Beschwer-
„ de, kein Hunger, keine Kälte, kein
„ Wachen, keine Gefahr so groß gewe-
„ sen ist, die ich bisher nicht mit euch ge-
„ theilt hätte; und ihr seht mich jezt be-
„ reit, mein Leben mit und für euch da-
„ hin zu geben. Alles was ich von euch
„ verlange, ist das nämliche Pfand von
„ Liebe und Treue, welches ich euch selbst
„ gebe. Laßt mich, nicht als Aufmunte-
„ rung, sondern als einen Beweis meiner
„ Dankbarkeit, hinzusetzen, daß von dieser
„ Stunde an, bis ihr die Quartiere be-
„ zieht, euer Sold verdoppelt seyn soll.
„ Nun haltet euch brav, und vertrauet
„ Gott! „ — Was diese Anrede für
Wirkung gethan, läßt sich nicht beschrei-
ben. Die Rührung brach in ein allgemei-
nes Zujauchzen aus, und die Blikke und

das Betragen der Soldaten waren bis zu einer Art von heroischer Raserei entflammt, und in dieser Gemüthsfassung fing das Treffen an.

Als der König im Jahr 1758 Olmüz belagerte, und der Feind bei Domstädtel unglüklicherweise einen Transport von Munition und Lebensmitteln, der aus Schlesien zur Armee gehen sollte, wegnahm, wurden den 1sten Julii alle Generale und Kommandeurs der Regimenter und Bataillone zum Könige ins Hauptquartier Schmirsitz gerufen. Da sie alle versammlet waren, trat der König aus seinem Hause heraus, und rief sämmtliche Officiere heran. Mit einer majestätisch-ernsthaften Miene sagte er: Messieurs! „Der Feind hat Gelegenheit gefunden, „den aus Schlesien angekommenen Transport zu ruiniren. Durch diesen fatalen „Zufall muß ich die Belagerung von Ol-

„müz

„ müß aufheben. Die Herren Officire „ mögen aber nicht denken, daß deßwegen „ alles verloren ist. Nein, sondern sie „ sollen versichert seyn, daß alles dergestalt „ repariret werden soll, daß der Feind da= „ ran denken wird. Die Officiere sollen „ also den Burschen zureden, und nicht „ leiden, wenn etwa gemurret werden soll= „ te. Ich hoffe nicht, daß Officiere selbst „ sich mißvergnügt bezeugen werden, und „ sollte ich wider Vermuthen dieses bei ei= „ nem oder dem andern merken, so werde „ ich es aufs schärfste ahnden. Ich werde „ jezt marschiren, und wo ich den Feind „ finde, werde ich ihn schlagen, er mag po= „ stirt seyn wie er will, eine oder mehrere „ Batterien vor sich haben; doch (indem er sich mit seiner Stockkrükke die Stirn rieb) „ werde ich es niemals ohne Raison „ und Uiberlegung thun. Ich bin aber „ auch versichert, daß jeder Officier bei „ vorfallenden Gelegenheiten, und die Ge= „ meinen ebenfalls, ihre Schuldigkeit thun

„ werden, so wie sie es bisher gethan
„ haben. „

Beim Schluß der Rede machte der König eine gnädige und freundliche Miene, jene Miene, wodurch er alle Herzen für sich einnahm, und entließ die Officiere.

Nach dem Uiberfall bei Hochkirch 1758 ließ der König den 17ten Oktober alle Generale und Staabsofficiere zu sich kommen, und redete sie folgendergestalt an:
„ Sie wissen, Messieurs, daß die Armee
„ eine Surprise erlitten hat. Die Dun-
„ kelheit der Nacht ist hieran Schuld ge-
„ wesen. Sie müssen aber nur bedenken,
„ wo wir izt stehen. Wir sind in der
„ Oberlausiz. Wir haben unsere Güter,
„ Frauen und Kinder hinter uns. Wenn
„ wir noch einmal weichen müssen, so ist
„ dieses alles verloren. Eine bald folgen-
„ de Bataille ist unvermeidlich. Ich selbst
„ will, ehe ich weiche, mit dem Rest mei-

ner

„ ner Armee mich lieber begraben lassen. „ Ich vermuthe, daß ein jeder so denken wird, „ und wer so nicht denkt, soll sich lieber „ melden, und er kann gleich nach Hause „ gehen. Ist wo etwa einer unter Ih- „ nen?„ — Nach einer kurzen Pause, da einige Generale dem König versicherten, daß sie, wie bisher mit Freuden ihre Schuldigkeit thun würden, nahm er seine angenehme lächelnde Miene wieder an.

Diese Rede, so kurz sie ist, enthält viel Vortrefliches und Kraftvolles in sich, und ist ein Beweis, welch ein großer Kenner des menschlichen Herzens der König war.

Nach der Schlacht bei Liegniz schrieb der König aus dem Lager bei Hermansdorf an den Marquis d'Argens folgenden merkwürdigen und rührenden Brief, der die Vorstellung, die der Monarch sich von der damaligen Lage seiner Umstände machte,

und die Gesinnungen zeigt, die er den Gefahren entgegen sezte.

„Vormals, mein lieber Marquis, „ würde die Affaire vom 15ten August „ eine Kampagne entschieden haben. Jezt „ aber ist sie nichts mehr, als eine Schramme; eine große Schlacht muß unser „ Schicksal entscheiden. Wir werden dergleichen, allem Anschein nach, sehr bald „ haben, und dann, wenn der Ausgang „ für uns günstig ist, können wir uns „ freuen. Es erfoderte viele Kriegslisten „ und Künste, es so weit zu bringen. „ Sagen Sie mir nichts von Gefahr; die „ letzte Aktion kostete mir nur ein Kleid „ und ein Pferd. Das heißt einen Sieg „ sehr wohlfeil erkaufen. „

„ Ich habe den Brief, dessen Sie erwähnen, nicht bekommen. Wir sind gewissermassen, die Korrespondenz betreffend, blokkirt, durch die Russen auf der „ einen Seite der Oder, und durch die Oest-

„ rei-

„ reicher auf der andern. Ein kleines
„ Scharmüzel war nöthig, um für Coc-
„ ceji *) den Weg zu öfnen; ich hoffe,
„ daß er Ihnen meinen Brief überbringen
„ wird. Ich war nie in meinem Leben in
„ so großer Verlegenheit, als in dieser
„ Kampagne. Glauben Sie mir, nichts
„ weniger als ein Wunder ist noch nöthig,
„ mich aus allen den Schwierigkeiten, die
„ ich vorher sehe, loszumachen. Ich werde
„ gewiß nicht unterlassen, meine Pflicht zu
„ thun, so oft Gelegenheit da ist; aber
„ mein lieber Marquis, erinnern Sie sich
„ immer, daß ich mir nicht anmasse, über
„ das Glük gebieten zu können, und daß
„ ich mich genöthigt sehe, in meinen Pro-
„ jekten zu viel aufs Ungefähr ankommen
„ zu lassen, weil ich nicht im Stande bin,
„ gründlichere Entwürfe zu machen. Ich

 „ habe

*) Der Aide de Camp, welcher diesen Brief überbringen sollte, und welcher mit der Nachricht von der vorerwähnten Aktion nach England kam.

„ habe Herkulische Arbeiten zu verrichten,
„ zu einer Zrit, da meine Kräfte abneh-
„ men, meine Schwachheiten sich vermeh-
„ ren, und, die Wahrheit zu gestehen, da
„ die Hofnung, der einzige Trost des Un-
„ glüklichen, mich zu verlassen anfängt.
„ Sie kennen die Lage der Sachen nicht
„ genug, um sich von allen Gefahren, die
„ den Staat bedrohen, einen deutlichen
„ Begriff zn machen; ich kenne, aber
„ verhehle sie; ich behalte alle Furcht für
„ mich selbst, und theile dem Publikum
„ nur meine Hofnungen mit, oder die we-
„ nigen guten Neuigkeiten, die ich mitzu-
„ theilen habe. Wenn der Streich, den
„ ich im Sinne habe, mir gelingt, dann,
„ mein lieber Marquis, wird es erst Zeit seyn,
„ unsre Freude zu bezeugen: aber bis da-
„ hin dürfen wir uns nicht zu sehr schmei-
„ cheln, damit nicht nachher irgend eine
„ unerwartete schlimme Neuigkeit uns zu
„ sehr niederschlage.

„Ich führe hier das Leben eines mi-
„litärischen Mönchs. Ich habe viel an
„meine Angelegenheiten zu denken, und
„das übrige meiner Zeit widme ich den
„schönen Wissenschaften, die mein Trost
„sind, wie ehmals des Konsuls, der der
„Vater seines Vaterlandes und der Be-
„redsamkeit war. Ich weiß nicht, ob ich
„diesen Krieg überleben werde; sollt' es
„aber geschehen, so bin ich entschlossen,
„das Uibrige meiner Tage in der Einsam-
„keit, in den Armen der Philosophie und
„der Freundschaft hinzubringen.„

„Wenn unsre Korrespondenz erst un-
„gehindert seyn wird, so werden Sie mich
„verbinden, wenn Sie häufiger schreiben.
„Ich weiß nicht, wo wir unsre Winter-
„quartiere haben werden. Meine Häuser
„zu Breslau sind durch das Bombarde-
„ment eingeäschert. Unsre Feinde mis-
„gönnen uns Alles, selbst das Tageslicht
„und die Luft, die wir athmen. Doch

„ müssen sie uns irgend einen Platz übrig
„ lassen. Wenn er nur sicher ist, so wird
„ es ein Fest für mich seyn, Sie daselbst
„ bei mir zu sehen. „

„ Nun, mein lieber Marquis, was
„ ist aus Ihrem Frieden mit Frankreich
„ geworden? Ihre Nation, wie Sie sehen, ist
„ blinder, als Sie glaubten. Die Narren las-
„ sen sich, der Kaiserin und der Czaarin zu ge-
„ fallen, Kanada und Pondichery wegnehmen.
„ Der Himmel gebe, daß der Herzog Fer-
„ dinand ihnen ihren Diensteifer reichlich
„ vergelte. Die Officiere, die an diesen
„ Uibeln unschuldig sind, und die Solda-
„ ten werden die Opfer seyn, und die ho-
„ hen Verbrecher werden nichts zu leiden
„ haben. „

„ Dies sind die Einfälle, die mir izt
„ in den Kopf kommen. Ich hatte eben
„ Lust zu schreiben; aber ich sehe, daß ich
„ schliessen muß, damit ich Sie nicht er-

„ mü-

„ müde, und meine eignen Angelegenheiten „ versäume. Adieu, mein lieber Mar„ quis. — Ich umarme Sie, rc.

In der Schlacht bei Torgau kommandirte der König den linken Flügel der Armee, und unternahm den ersten Angriff auf die östreichische Stellung, wo der General Ziethen sich erst gegen Abend der Septitzer Höhen bemächtigte, welches denn die Schlacht zum Vortheil der Preußischen Armee entschied. Da es die Nacht nach dieser Schlacht sehr kalt war, so hatten die Truppen Wachtfeuer angemacht. Gegen Morgen kam der König längs der Front der Armee vom linken Flügel gegen den rechten herauf geritten; und da er beim Regiment Garde angekommen war, stieg er vom Pferde, und sezte sich ebenfalls ans Feuer, von seinen braven Officieren und Grenadieren umgeben, um den Anbruch des Tages zu erwarten, und die Oestreicher

noch

noch einmal anzugreifen, wenn sie sich nicht zurückgezogen hätten, welches man wegen der finstern Nacht noch nicht entscheiden konnte. Der König sprach viel mit den Burschen, und lobte sie wegen ihres vorzüglich tapfern Verhaltens während der Schlacht. Die Grenadiere, welche die Leutseligkeit und Herablassung des großen Königs kannten, drängten sich immer näher und näher an seine Person. Einer von ihnen, mit dem der König öfters sprach, und dem er noch öfter Geld geschenkt hatte, Namens Rebiak, war so dreist, den König zu fragen: **wo er denn in der Bataille gewesen wäre? Sonst wären sie gewohnt, Ihn an ihrer Spizze zu sehen, und von Ihm selbst ins größte Feuer geführt zu werden. Diesmal hätten sie Ihn mit keinem Auge gesehen, und es wäre doch nicht gut, daß Er sie verließe.** Der König sagte hierauf dem Grenadier mit der herablassendsten Güte, daß er sich während der ganzen

Schlacht

Schlacht auf dem linken Flügel der Armee befunden, und deßwegen nicht bei seinem Regimente habe seyn können. Unterdes hatte sich der König den blauen Uiberrok aufgeknöpft, weil die Hizze des Wachtfeuers ihm beschwerlich wurde. Die Grenadiere bemerkten, daß beim Aufknöpfen eine Kugel aus den Kleidern des Königs fiel, und daß er längs der Brust einen Streifschuß bekommen hatte, indem die von der Kugel gemachte Oefnung noch am Uiberrok und an der Uniform zu sehen war. — Voll Enthusiasmus und Bewunderung riefen sie nun aus: **Du bist noch der alte Frizze! Du theilst jede Gefahr mit uns! Für dich sterben wir gern! — Es lebe der König! — Es lebe der König! — Kammeraden drauf, auf die Oestreicher! — Vorwärts Marsch! — —** Die Officiere hatten alle Mühe, die braven Grenadiere zurük zu halten, und ihnen begreiflich zu machen, daß es izt noch nicht Zeit sey, einen neuen Angriff zu unternehmen.

Im

Im siebenjährigen Kriege ist wohl niemand in seinen Erwartungen von des Königs Thaten mehr getäuscht worden, als ein gewisser Geistlicher im Bisthum Bamberg. Er sah, wie die Reichsarmee von dem Bischof gemustert wurde, und sezte in diese Kriegsmacht und Zurüstung ein solches Vertrauen, daß er bei dieser Gelegenheit in einer Predigt seine Zuhörer mit folgenden Worten anredete: „Der Triumph kann uns nicht fehlen; denn wir haben ausser diesem mächtigen Heere viele heilige Väter; den Pabst, den allerchristlichsten König, das heilige römische Reich, und die meisten Potentaten auf unsrer Seite. Wen haben aber die Protestanten zum Beistand? — Niemand, als nur den König von Preußen und den lieben Gott!"

Als der König aus dem siebenjährigen Kriege zurük kam, begab er sich sogleich

gleich nach Charlottenburg, ließ hier unverzüglich seinen Konzertmeister Benda zu sich rufen, und trug ihm auf, die Orgel in der Schloßkapelle, welche von dem Feinde war verdorben worden, innerhalb vier Tagen wieder herstellen zu lassen. Der Orgelbauer fand aber die Orgel so verwüstet, daß er sie in einer so kurzen Zeit nicht wieder in Gang bringen konnte. Benda stattete dem Könige hievon Bericht ab, und erhielt von ihm die Antwort; er möchte die Orgel nur so lassen, und zu einer gewissen Stunde das Te Deum &c. in der Schloßkapelle aufführen. Instrumentalisten und Sänger begaben sich in die Kapelle, und vermutheten den ganzen Königl. Hofstaat. Allein der König erscheint, ohne irgend einen Menschen bei sich zu haben, sezt sich nieder, winkt, und die Musik nimmt ihren Anfang. Als die Singestimmen mit dem Te Deum. laudamus &c. eintraten, stüzte er den Kopf auf die Hand, und verbarg die Augen, um den Thränen des Danks gegen

den

den Ewigen freyen Lauf zu lassen. Die mehresten Musiker waren dabei so gerührt, daß auch ihnen die Thränen über die Wangen rollten.

Dem General von ***, der Gesellschaften und Karten sehr liebte, sagte der König einst bei einer gewissen Gelegenheit, da sein Regiment in einer Linie anrükte: „Sein Regiment hält nicht Linie! Und „das ist kein Wunder: Er bringt so „viel Zeit mit Kartenspielen zu." Der General rief augenbliklich: „Halt!" und wandte sich zum Könige: „Hier ist nicht „die Rede von meinen Karten, Sire! — „Aber haben Sie die Gnade, und sehen „Sie, ob das Regiment nicht Linie hält." — Der König sahe, begab sich weg, ohne ein Wort weiter zu sagen, und es war sichtbar, daß er nicht über den General, sondern über sich selbst mißvergnügt war. Auch hat man nie Ursach gehabt zu glauben,

ben, daß er die Freimüthigkeit des Mannes übel genommen habe.

Edler und größer belohnte nie ein Fürst, als Friedrich der Zweite. Der General Lestwiz hatte den ganzen siebenjährigen Krieg über mit ungemeinem Eifer gedient, ohne eine Belohnung dafür zu erhalten, und es schien, als ob der König sich fast gar nicht um ihn bekümmere. Bald nach dem Frieden 1763 ward das dritte Bataillon Garde und die Kommandantenstelle in Potsdam erledigt, und der König ertheilte dem General beides. Noch in eben diesem Jahre fielen dem Könige für 200,000 Rthlr. Güter zu. Er ergriff auch diese Gelegenheit, den General zu belohnen, und schikte ihm den Schenkungsbrief mit folgendem Handschreiben zu:

„Mein lieber General von Lestwiz! „Ich habe die wichtigen Dienste

„ nicht vergessen, die Er mir in dem „ lezten Kriege geleistet hat; und ich „ habe lange auf eine Gelegenheit ge„ wartet, sie zu belohnen. Bis izt „ hat es sich noch nicht wollen thun „ lassen. Nehme Er Besiz von den „ Gütern, davon ich die Schenkungs„ akte hier beifüge." u. s. w.

Friedrich.

Einer von den Königl. Flügeladjutanten, der ihm mit vieler Ehre und Eifer gedient hatte, erhielt nicht das mindeste Zeichen von Zufriedenheit. Er verdoppelte indeß seinen Diensteifer, und vier Jahre nach dem Frieden, als er es am wenigsten erwartete, erhielt er vom Könige 60000 Rthlr. in Golde, und ein Schreiben, das ihm noch weit mehr werth war. —

Es

Es ist unmöglich, alle Züge der Großmuth herzuerzählen, welche Friedrichs Karakter und Regierung bezeichneten; wir können aus der Menge derselben nur einige herausheben.

Bei der Revüe in Preußen im Jahr 1775 hielt ein Hauptmann vom Regiment *** um Erlaubniß an, sein sehr schönes Gut verkaufen zu dürfen, da er es nicht im Stande erhalten konnte, und da überdies 24000 Rthlr. Schulden darauf hafteten, die ihn sehr drükten. Als der König wieder nach Potsdam zurükgekommen war, überschikte er dem Kapitain 24000 Rthlr. seine Schulden zu bezahlen, und außerdem noch 6000 Rthlr. zur Verbesserung seines Guts.

Gleich nachher, als der Obriste von Troschke, den der König vorzüglich geschäzt

 hatte,

hatte, gestorben war, schrieb er an die Wittwe desselben:

Liebe, Besondere! Mir ist der schleunige Tod des Obristen von Troschke, Alt-Woldekschen Regiments, Eures Mannes, ungemein nahe gegangen. Ich verliere an ihm einen sehr braven und guten Officier; diesen Ruf hatte er allgemein, und ich wußte sehr wohl seine vorzüglichen Verdienste zu schäzzen. Der von Euch zurükgesandte Orden pour le Mérite desselben, und Euer Dank für die ihm zugewandten Gnadenbezeugungen werden Euch und Euren Kindern ewige Denkmäler meiner ihm zugewandten wohlverdienten Huld bleiben. Hiebei will ich es aber nicht bewenden lassen, sondern Ihr könnt versichert sein, daß ich so wenig die Wittwe eines so verdienstvollen Officiers, als dessen hinterlassene Kinder gewiß nicht verlassen werde. Zu dem Ende vertrauet mir ohne Rükhalt die Beschaffenheit Eurer sämmtlichen häuslichen

chen Umstände an, in welchen er Euch verlassen hat, auch die Anzahl und das Alter Eurer Kinder, und dann will ich sehen, was ich für Euch und sie thun kann, als Euer gnädiger König.

Eigenhändige Nachschrift.

Ihren seligen Mann habe ich in Ehren gehalten, wie ein Exempel von einem rechtschaffenen Officier; und weil er leider mit Tode abgegangen, so werde ich an Vatersstelle für seine Kinder sorgen, und was ich dem Vater zugedacht, für die Kinder und die Mutter thun. Schikke Sie mir nur die Liste von Ihrem Vermögen ein, so verspreche ich alles so zu machen, daß die Familie zufrieden sein wird.

Potsdam, den 21. Jan. 1786.

Friedrich.

An Ebendieselbe.

Liebe, Besondere! Mir ist es recht lieb, von Euren Familienumständen nach

Absterben Eures Mannes, des braven Obristen von Troschke, durch Euer Schriben von gestern genau benachrichtiget zu sein. Ich werde nun darauf bedacht sein, Euch und seine hinterlassene Kinder meine Huld und Vorsorge verspüren zu lassen. Zu dem Ende habe ich Euch vorerst, für Euren Unterhalt und Erziehung Eurer Kinder, die Einkünfte seiner gehabten Amtshauptmannschaft Cartzig in der Neumark von 500 Thalern heute angewiesen, und dann werde ich zwischen hier und Trinitatis sorgen, daß dessen Güter auf wenigstens 20000 Thaler an Werth steigen und so hoch gebracht werden sollen. Hieran sollet Ihr und Eure Familie ein immerwährendes Denkmal haben von der Vorsorge Eures gnädigen Königs.

Potsdam den 23. Jan. 1786.

Friedrich.

Nach dem gewöhnlichen Gange der Geschäfte, erließ nun der König die nöthigen

gen Befehle zur Vollziehung seiner Absichten.

An den Staatsminister von Werder.

(Von des Königs eigner Hand.)

Da mein Freund, der Obriste von Troschke, gestorben, so will ich, daß die Wittwe die Amtshauptmannschaft, so er gehabt, behalte. Hiernächst will ich ihr ein in der Neumark gelegenes Gut kaufen, und die dazu erforderlichen 20000 Thaler anweisen. Sämmtliche bei den Westphälischen Fräuleinsstiftern entstehende Vakanzen sollen weder verkauft noch auf irgend eine andere Art vergeben, sondern für die Troschkischen Töchter aufgehoben werden. Wenn sie heirathen will ich zwei derselben ausstatten.

Potsdam den 22. Jan. 1786.

Friedrich.

An das Generaldirektorium.

Die Witwe des Obristen von Trosch-ke, Alt-Woldekschen Regiments, geborne von Opell, in Berlin, soll die Einkünfte von 500 Thalern jährlich aus dessen Amtshauptmannschaft Cartzig in der Neumark zu ihrem Unterhalt und Erziehung ihrer Kinder fernerhin erhalten, und damit auf den Etat gebracht werden, und Seine Königl. Majestät von Preußen ꝛc. Unser allergnädigster Herr überlassen das dazu erforderliche der fordersamsten Verfügung des Generaldirektorii.

Potsdam den 23. Jan. 1786.

Friedrich.

Höchsteigenhändige Beischrift.

Ich werde zwischen hier und Trinitatis ein Gut für 20000 Thaler für ihre 3 Söhne kaufen. Sie behält die Amtshauptmannschaft, und bei dem Geistlichen Departement muß sie sich melden, um zu sehen, ob ich nicht im Klevischen und West-

pha-

phalen gute Klosterstellen für ein Paar Töchter schaffen kann. Auch wenn sich zwei Töchter verheirathen können, so will ich sie ausstatten.

Friedrich.

* * *

Am 24sten Januar, an seinem Geburtstage, schrieb der König im allgemeinen an das geistliche Departement, ob keine Stiftsstellen erledigt wären, womit er einige Fräulein versorgen könne. Der Staatsminister Freiherr von Zedlitz vermuthete, daß dies eine Versorgung der Töchter des verstorbnen Obersten Troschke zum Endzwek habe, und berichtete, daß in Rüksicht dieser Vermuthung er Sr. Majestät folgende Vorschläge thun wolle: Die älteste Tochter sei die älteste Expektantin auf Schildesche. Zwar hätten Se. Majestät derselben die vor wenigen Wochen daselbst vakant gewordene katholische Präbende, um sie an eine qualificirte Person zu resigniren, ertheilt.

Indessen hänge es von Sr. Majestät ab, ob ihr demungeachtet auch die Expektanz zu lassen, wodurch sie also die erste vakant werdende evangelische Stelle erhalten würde. — Die zweite Tochter sei die dritte Expektantin auf Marienborn, und da sie wegen ihrer Jugend doch noch keine Sitftsstelle besizzen könne, so werde sie wohl die Zeit abwarten können, bis sie zur Hebung komme. Bei der dritten von 10 und der vierten von 8 Jahren sei der nemliche Fall, und werde Sr. Majestät anheimgestellt, ob der einen nicht eine Expektanz auf Heiligengrabe, und der andern auf Schildesche ertheilt werden solle, damit auch diese eine Aussicht zu dereinstiger Versorgung hätten.

Alle diese Vorschläge sind von Sr. Majestät genehmigt und bestättigt worden.

Da der König den Scherz liebte, so pflegte er oft selbst Gnadenbezeugungen, welche er denen ertheilte, die er seiner vorzüglichen

lichen Zuneigung würdigte, scherzhaft einzukleiden.

Als einst der Staatsminister Graf von Schwerin bei ihm speisete, sagte der König zu ihm: „Ich weiß, daß Er fleißig in die „Kirche geht; aber sage Er mir doch, was „hält er von Gott? — Der Graf antwortete: „Ihro Majestät, sonst habe ich „immer geglaubt, daß Gott gnädig sei, „aber nun nicht mehr!“ — „Warum „nicht?“ — „Er würde mir sonst nicht „haben meine Güter abbrennen lassen.“ — Der König brach kurz ab.

Den andern Tag fragte er den Grafen von Schwerin: „Kann Er Träume auslegen?“ — „Nicht sonderlich.“ — „Ich habe diese Nacht einen Traum gehabt.“ — „Ich habe mit Gott geredet; was bedeutet das?“ — „Ihro „Majestät, das weiß ich nicht zu erklären, „es sei denn, daß ich es aus dem Inhalt „des Gesprächs Ew. Majestät mit Gott

„ er-

„ errathen könnte.“ — „Nun, ich habe „ mit Gott gesprochen, und er befahl mir: „ ich solle Schwerinen seine abgebrannten „ Güter wieder aufbauen lassen. Weil er „ es mir denn befohlen hat, so habe ich „ heute bereits das Geld dazu assignirt, und „ Ordre gegeben, daß es geschehen soll.“ — „ Ich danke unterthänigst!“ — „Aber, „ was glaubt er nun von Gott?“ — „ Nun, Ihro Majestät, glaube ich wieder „ wie sonst, daß Gott sehr gnädig ist, und „ daß Ew. Majestät das Werkzeug seiner „ Gnade gegen mich sind; wofür mein „ Dank viel zu schwach ist.“

Der Obrist Quintus, (der sonst Guichard hieß) fühlte einen solchen Eifer für des Königs Interesse, daß er Kriegsdienste nahm. Der König gab ihm ein Freibataillon zu kommandiren. Der Obrist that sich in diesem Posten sehr hervor, und der König legte ihm bei einer gewissen Veranlassung den Namen Quintus Icilius bei.

Seit

Seit der Zeit war er beinahe immer um den König, und schien ihm fast unentbehrlich zu seyn. Quintus war ein sehr verdienstvoller Mann; ein aufgeklärter und von Vorurtheilen freier Soldat. Er schrieb verschiedene militärische Werke, unter andern die Geschichte von Cäsars Kriege in Spanien. Dieses schätzbare Werk wurde, nachdem es drei Auflagen erlebt hatte, vom Grafen Loloos, einem geschikten Taktiker, in einer Kritik sehr bitter getadelt, und Quintus hatte den Verdruß, sich nach dem Genuß eines zehnjährigen Beyfalls gegen Tadel vertheidigen zu müssen. Der König sagte bei dieser Gelegenheit einen Scherz, der ihm weher that, als alles übrige. Quintus bat ihn nämlich einst, nachdem sie von der Tafel aufgestanden waren, um Erlaubniß ein neues Werk drukken zu lassen. „Ich gebe sie Ihnen von ganzem Herzen,„ antwortete der König, „aber ich rathe Ihnen als ein guter „Freund, daß Sie sich erst um die Genehmigung des Grafen Loloos bewer„ben.

„ ben. „ — Einige Tage darauf fiel bei der Tafel das Gespräch auf die Anführer der leichten Truppen. Der König sagte scherzweise: daß sie im lezten Kriege blos von Räubern wären angeführt worden. Er fügte lachend hinzu: Quintus habe nach dem Frieden alle Mühe von der Welt gehabt, sich dieses einträglichen Gewerbes zu enthalten. Wenn Quintus bei ihm sey, nähme er auch beständig seine Börse und Tabatiere in Acht, daß sie ihm nicht wegkäme. Quintus, den dieser Scherz etwas verdroß, antwortete: „ es ist wahr, daß „ ich gestohlen und geraubt habe; allein es „ geschah auf Ew. Majestät Befehl, und „ der größte Antheil der Beute fiel auf „ Ew. Majestat. „ — Der König that, als ob er diese Antwort nicht gehört hätte, und lenkte das Gespräch auf andre Gegenstände. Indes ging Quintus nach Potsdam zurük, und fand sich nicht beim Schlafengehen des Königs ein. Der Monarch bemerkte dieß mit Mißvergnügen, und ließ den Obristen nicht zur Mittagstafel

tafel einladen, und von selbst erschien Quintus auch nicht. Dieß Mißverständniß dauerte 8 bis 10 Tage. Endlich hielt es der König nicht länger aus, wollte aber doch nicht das Ansehen haben, als ob er den ersten Schritt zur Versöhnung thäte. Er schikte einen Feldjäger an den Obristen ab, und ließ ihn fragen: ob er in 10 Tagen nicht Zeit gefunden hätte, ihm von dem gelehrten Werke, welches er ihm zum Durchsehn gegeben, Bericht abzustatten? Er solle es ihm jeżt wieder bringen.

Quintus, der nichts vom Könige erhalten hatte, sagte: „ Se. Majestät irr„ ten; er habe nichts von Denenselben „ erhalten. „ Der König ließ den Befehl wiederholen, und der Obrist fand sich nun wieder beim Schlafengehen ein, und sprach von Litteratur und von allerlei andern Gegenständen wie gewöhnlich. Den folgenden Tag wurde er zur Mittagstafel eingeladen, und blieb in Gnaden bis an sein Ende.

Der König hatte den Obristen eben nicht mit Wohlthaten überschüttet; als er aber starb, schenkte er der Wittwe 6000 Rthl., gab ihr eine jährliche Pension von 400 Rthlr. und kaufte die Bibliothek des Obristen für 12000 Rthlr., ob sie gleich nicht halb so viel werth war.

Als der General Ziethen seines Alters und seiner Schwachheit ungeachtet, sich die Erlaubniß vom Könige ausbat, dennoch bei der Revüe gegenwärtig zu seyn, so schrieb ihm der Monarch folgenden Brief, der dem erhabnen Karakter Friedrichs eben so zu großer Ehre gereicht, als dem, an den er gerichtet ist.

Mein lieber General von Ziethen.

Mir wird es zwar allzeit Vergnügen machen, einen in meinen Diensten sich so sehr hervorgethanen General noch in seinem hohen Alter bei der bevorstehenden Revüe an der Spizze des ihm anvertrauten Regiments zu sehen; und ich bin es daher sehr

wohl

wohl zufrieden, daß Ihr ohne Tiegerdekke und Adlersflügel blos in Eurem Pelz erscheint. Sollte es aber zu kalt seyn, so beschwöre ich Euch, Eurer Gesundheit ja zu schonen, und lieber gar nicht mit auf den Revüeplaz zu kommen, damit Ihr Euch nicht durch Euren allzugroßen Diensteifer unnöthiger Weise eine Unpäßlichkeit zuziehen, oder Euch Schaden thun möget. — Wenn man so lange als Ihr mit Ruhm gedienet hat, alsdenn kann man in dergleichen Vorfällen sich ohne alles Bedenken der Vorrechte eines Veterans bei den Revüen bedienen. Dieß ist der Rath Eures beständig wohl affektionirten Königs. Potsdam den 17ten May 1786.

Friedrich.

Einer von des Königs Bedienten, der sehr nahe um ihn war, stahl ihm 10000 Rthlr. aus seinem Kabinet. Dieß gieng leicht an, da der König gar nicht mißtrauisch war, und seine Chatullengelder oft 14

Tage bis 3 Wochen in Rollen auf dem Tisch in seinem Kabinette liegen ließ. Den Tag nach der Entdekung des Diebstahls scherzte er bei Tafel darüber, und sagte: er sey mit lauter Spitzbuben umgeben. Indes ließ er ganz und gar keine Nachsuchung anstellen. Einige Tage darnach nannte ihm einer von seinen ältern Bedienten den Dieb. Der König sagte: es sei nicht wahr, und wenn es auch wahr wäre, müßte er doch nicht davon sprechen. Der Bediente bestand darauf, daß er die Wahrheit sage. Derjenige, der den Diebstahl begangen hätte, habe schon 5000 Rthlr. in Berlin untergebracht, die andern 5000 Rthlr. aber wären noch in seinem Bette verborgen; dabei erbot er sich, sie sogleich zu holen. „Das laß nur bleiben,“ antwortete der König. „Ich will das Geld, das mir der „Schurke gestohlen hat, weder sehen noch „anrühren. Ich verbiete dir, wieder et„was davon zu erwähnen.“

Nach 8 Tagen ritt der König aus, und begegnete dem Domestiken, den man als den Dieb angegeben hatte, in einer Kutsche. „Was Schurke" sagte der König, „läßt du dich für das Geld, das du mir „gestohlen hast, spazieren fahren?" — Indes ließ er ihn seines Weges fahren, aber den folgenden Tag schickte er ihn wieder zu dem Husarenregiment, aus welchen er ihn genommen hatte, wo er nun die Früchte seines Diebstahls in Ruhe genießt.

Der König hatte etwas bei einem Künstler bestellt. Da dieser ihn sehr damit aufhielt, ließ er ihn kommen, und fragte: warum er das Bestellte nicht mehr fördere? „Ich habe erstaunlich viel Arbeit für das „neue Haus, das sich Herr *** gekauft „hat." Hier nannte er Denvon des Königs Bedienten, der die Ausgabe hatte. Der König erstaunte über den Aufwand dieses Menschen, und ward neugierig, die

Sache näher zu sehen. Er ließ Acht geben, wenn der Mensch in seinem neuen Hause sein würde, gieng, weil es nicht weit von Sanssouci war, auf dem Wege zur Parade zu Fuß dahin, und erschien dort, als man es am wenigsten erwartete. Er ließ sich allenthalben herum führen, fand alles allerliebst, und lobte den feinen Geschmak des Herrn vom Hause. Als er in ein Schlafzimmer kam, fand er es so elegant, daß er sehr lebhaft fragte: wer in diesem prächtigen Gemach schliefe? Höchstverlegen antwortete ihm der Kammerhusar mit leiser Stimme: Ich, Ew. Majestät. — Der König fragte den Entrepreneur des Baues, dem er an der Thür begegnete: wie viel auf das Haus verwendet sei? 60000 Rthl. antwortete dieser. Nun fragte er den Bedienten: woher er das Geld genommen habe? — Aus Ew. Majestät Chatulle, erwiederte er; aber ich will es ersezzen! — Hier riß dem Könige die Geduld aus, er gab ihm einige Hiebe mit seinem spanischen

Rohr,

Rohr, und sagte indem er fortgieng: „Ich „ würde es dir verziehen haben, Schurke, „ wenn das Jonkillenzimmer nicht wäre, „ worin du dich unterstanden hast zu schla„ fen." — Der Mensch schäzte sich schon für verlohren; aber den folgenden Morgen ließ ihn der König kommen, befahl ihm, die Chatulle in seiner Gegenwart zu öfnen. Da nur noch 7 bis 800 Friedrichsd'or darin waren, sagte er: „Da Schurke, nimm „ das Uebrige auch, und komm mir nicht „ mehr vor Augen!" — So ward die Sache geendigt.

Einen von den Bedienten des Königs, der sich dem Trunk sehr ergeben hatte, stellte er stets damit auf die Probe, daß er ihn ganz grade auf einer Diele in dem Zimmer gehen ließ: dies konnte er aber fast nie. Der König ließ ihn dann immer aus einer andern Thür des Gemachs heraus, damit er nicht von den übrigen Bedienten

ausgelacht würde, weil es ein alter Mann war, und befahl ihm auszuschlafen. Der gütige Monarch kleidete sich hierauf allein aus.

Der Obrist von D***, Ingenieur in französischen Diensten, kam nach Potsdam, und brachte verschiedene Plane von Festungen mit. Als ihn der König in seine Dienste nahm, glaubte er sich sehr beliebt zu machen, wenn er ihm die besagten Plane überreichte. „Ich danke Euch für Euer „Geschenk," sagte der König, „aber Ihr „sollt nie mit einem Fuß in meine Fe„stungen kommen, weil Ihr einen so schlech„ten Gebrauch von Euren Talenten macht. „Richtet meine Minirer und Sappirer ab, „dazu will ich Euch brauchen." Nach einiger Zeit wurde er Obrist; er ist aber nie zu etwas anderm gebraucht worden. Der König bediente sich zwar solcher Leute; nie aber vertraute er ihnen etwas an.

Der

Der Herr T*** desertirte aus französischen Diensten, kam nach Potsdam, und ward dem Könige unter dem Namen eines Grafen von D== vorgestellt. Der König bemerkte einiges Talent bei ihm, nahm ihn in seine Dienste, und gab ihm ein ansehnliches Gehalt. Der sogenannte Graf ward Lieutenant, und hatte darauf die Unverschämtheit, seine vorgebliche Frau dem Königlichen Hause, und besonders der Kronprinzessin vorzustellen, von der sie sehr oft zur Tafel gezogen und mit sehr vieler Huld behandelt wurde. Die vermeinte Gräfin starb, und nach einiger Zeit kam die wirkliche Frau des Grafen an, und durch diese erfuhr man, daß die erstere ein Pariser sogenanntes Freudenmädchen gewesen war, die der Herr Graf dort zu sich genommen hatte. Die Feinde des Grafen ergriffen diese Gelegenheit, ihm bei dem Könige zu schaden. Der große Monarch aber begnügte sich damit, dem Grafen zu schreiben:

„Herr Obristlieutenant Graf D*** oder Herr T***. Als ich Euch in

meine Dienste nahm, war es mir völlig gleichgültig, ob Ihr eine Frau oder eine Maitresse bei Euch führtet. Ich lasse Euch also mit meiner gewöhnlichen Nachsicht die Unverschämtheit die Ihr hattet, sie der Königl. Familie vorzustellen, hingehen. Sie ist todt, und so ist die Sache abgethan. Ich wollte Euch aber wohl rathen, ein wenig an Euch zu halten, ehe Ihr die vorstellt, die jezt aufs neue den Schauplatz betritt. Dient mir treu! In Euren und meinen Jahren muß man sich wenig um das andre Geschlecht bekümmern u. s. w.

Friedrich.

Wie wenig der König seine Gewalt nuzte, zeigt unter andern folgender Umstand: Der Monarch wollte gern das Rathhaus zu Potsdam durch das nebenstehende Bäckerhaus vergrößern; aber der Eigenthümer weigerte sich, es herzugeben. Der König

ließ

ließ ihm sagen, er wollte ihm nicht allein das Haus bezahlen, sondern ihm noch überdem in einer andern Gegend der Stadt ein neues unentgeltlich bauen lassen; allein der Besizzer war schlechterdings nicht dazu zu bewegen, und — die Vergrößerung des Rathhauses unterblieb. — Das einzige, womit der König ihn bestrafte, war: daß sein Haus ungebaut stehen blieb, da er sämtliche Häuser am alten Markt neu und schön umbauen ließ.

Ein gewisses Fräulein von Hohendorff, eine sehr muntere und lebhafte Schönheit, bat bei einem Relais den König um eine Stelle in einem Kloster. Der Monarch, dem die Freimüthigkeit und Munterkeit des Fräuleins gefiel, antwortete: „Mein Kind, sie schikt sich zu keiner Nonne, sondern sie muß einen Mann nehmen.“ Das Fräulein versezte: „ich bin ein armes Mädchen; Niemand frägt nach mir, weil ich keinen Brautschaz mitbringen kann.“ —

„ O was das betrift,“ antwortete der Monarch, „dafür werde ich sorgen;“ indem fragte er zugleich den bei dem Wagen haltenden Landrath: ob er schon verheirathet wäre? Auf die Antwort: Ja, wiederholte der König der Fräulein das Versprechen, und diese trat sehr vergnügt und gerührt von dem Wagen des Königs zurük.

Kurze Zeit darauf erhielt dieses Fräulein mittelst eines sehr gnädigen Schreibens tausend Rthlr.; mit der Versicherung, daß, wenn sie einen Bräutigam haben würde, noch ein reichlicheres Geschenk folgen sollte.

Als einst ein Feldprobst darum anhielt, die Feldprediger selbst einsezzen zu dürfen, und mit vielen Gründen bewies, daß dies besser und schiklicher sei, als wenn die Chefs der Regimenter es thäten, schrieb der König unter die Bittschrift nur folgende Worte: **Sein Reich ist nicht von dieser Welt.**

Jemand

Jemand von der Familie v. *** schrieb an den König, er sei von der unglüklichen Familie v.***, und bitte Se. Majestät, ihn zu versorgen. Der König antwortete: „er „wisse nicht, daß diese Familie unglüklich „sey; alle Personen daraus wären ja recht „glüklich: denn sie wären **dumm und** „reich.„

Ein junger Baron, der sein Vermögen in Paris so ziemlich verbracht und nichts weiter als die Kaffeehäuser, Spieltische und Kulissen hatte kennen lernen, bewarb sich nach seiner Zurükkunft bei dem Könige um einen Posten. Er erhielt zu seiner Antwort ein königliches Kouvert und darin — eine Caro - Ponte - Karte.

Als der König um die Katharinenkirche zu Potsdam bedekte Gänge mit Schwibbögen aufführen ließ, und dadurch die untern Fenster verbauet wurden, so verlohr die Kirche

che etwas Licht. Die Kirchenvorsteher nahmen daher Gelegenheit, den König zu bitten, diesen Bau zu unterlassen. Sie bekamen aber unter ihre Bittschrift folgenden Bescheid: **Selig sind, die da nicht sehen, und doch glauben.**

Eine gewisse Prinzessin, welche dem Könige sehr nahe verwandt war, ließ sich einst reichen Stoff zu einem Kleide von Lion kommen. Weil nun aber dergleichen ausländische Waaren mit sehr großem Impost belegt sind, und die Prinzessin diesen nicht bezahlen wollte, so hatte der Accisebeamte die Unverschämtheit, den Stoff zurük zu behalten. Die Prinzessin ließ ihm, über dieß Verfahren aufgebracht, sagen: sie sey erbötig den Impost für das Kleid zu bezahlen, er solle es ihr nur selbst bringen. Er gehorchte. — Sie nahm ihm das Kleid ab, bezahlte ihn mit ein Paar Ohrfeigen, und jagte ihn aus ihrem Zimmer. Dieser Mann,

der

der seine Ehre für gekränkt hielt, lies eine Klage über diesen Vorfall aufsezzen, die er dem Könige einreichte. Der König decretirte folgendermaßen:

„Die Accisegefälle verliehre ich. Die
„Prinzessin behält das Kleid, und die
„Ohrfeige der, welcher sie erhalten hat.
„Was die Schande anbetrift, so spreche
„ich den Kläger davon los. Denn die
„Berührung einer schönen Hand kann
„nie das Gesicht eines Accisebedienten
„entehren.„

Friedrich.

Die Regisseurs hatten einen Soldaten, der Kontrebande gehabt hatte, zu 2000 Rthl. Strafe verurtheilt. Der König schrieb auf den Rand des Urtheils, das ihm zur Bestätigung eingereichet ward:

„Bevor ich gegenwärtiges Urtheil be-
„stätige, bin ich doch neugierig, die
„Mittel zu wissen, deren man sich be-

„ dienen wird, einen Soldaten 2000 „ Rthlr. bezahlen zu lassen.“

Friedrich.

Ein Officier erhielt seinen Abschied mit einer sehr guten Versorgung, weil er sich ferner zu dienen für unfähig und als Invalide angegeben hatte. Der König reißte einst durch die Stadt, worinn er sein Amt bekleidete. Er fragte ihn: “Wie geht es zu, „ daß er nicht mehr dient? Er ist ja noch „ frisch und gesund! — „ Ihro Majestät! „ ich habe einen Bock gemacht; deshalb „ nahm ich meinen Abschied,“ — „ So ist „ Er ja aus einer abscheulichen Familie! „ Sein Vater machte einen Esel, und Er „ einen Bock!“

Ein angesehner Geistlicher bat den König um ein Stük Land, um Kolonisten unter seiner Aufsicht darauf anzusezzen. Der

Mo-

Monarch schrieb folgendes unter seine Bittschrift:

Paulus machte Christen,
Aber keine Kolonisten.

Ein Prediger überschikte dem König eine Abhandlung über die Sünde wider den heiligen Geist von seiner eignen Arbeit. Der Verfasser erhielt hierauf von dem Könige folgende Antwort:

Seine Sünde wider den heiligen Geist habe ich richtig erhalten, und ich bitte Gott, daß er seinen Verstand in seine gnädige Obhut nehmen möge.

Friedrich.

Ein gewisser Herr....... der bei der Oekonomie eines Waisenhauses angestellet ist, bat den König, ihn entweder zum Geheimenrath, oder zum Kriegsrath zu ernennen. Mit jener heitern Laune, die dem Könige

eigen

eigen war, und die ihn dem muntern Heinrich IV. so ähnlich machte, antwortete er:

Zum Geheimenrath kann ich Euch nicht machen, weil in meinem Waisenhause nichts Geheimes ist; zum Kriegsrath auch nicht, weil mein Waisenhaus keinen Krieg führet. Aber, um Euch doch meine Gnade zu bezeigen, will ich wohl eine neue Charge creiren, und Euch zum Waisenrath ernennen.

Friedrich.

Ein Pferdarzt in der Churmark hatte sich sehr viel Mühe gegeben, das Vieh von der Seuche zu retten. Zur Belohnung bat er sich den Hofrathstitel aus. Das Generaldirektorium meldete dies Gesuch dem Könige, und fragte ihn: ob er diese Bitte gewähren wolle? Die Vorstellung kam zurük, und der König hatte das Wort Hofrath ausgestrichen und dafür auf den Rand Vieh-Rath geschrieben.

Eben

Eben so gieng es auch dem Magazinverwalter Zorn, der sich den Titel Kommissionsrath ausbat, und folgende Resolution bekam:

Seine Königliche Majestät von Preußen Unser allergnädigster Herr rc. finden auf die Anlage des Magazinverwalters Zorn bei dem Tobaks-Exportations-Magazin in Halle, den Character als Tobaks-Rath seinen Geschäften angemessener, und wollen daher demselben solchen eher, als den erbetenen Kommissions-Raths-Titel, gegen die Gebühren wohl beilegen. Potsdam, den 26. November 1784.

Friedrich.

Zwei Präsidentinnen in einer ansehnlichen Stadt, wovon der einen Mann bei der Regierung, der andern aber bei der Kammer angestellt war, standen in beständigem Rangstreit, und die Regierungspräsidentin behauptete, ihr käme der Vorzug zu. Die andre dadurch beleidigt, schrieb an den

König, und bat: daß Se. Majestät doch entscheiden möchten, wer von ihnen beiden den Rang habe? und wer von ihnen beiden voran gehen müsse?

Der König schrieb zurük:

Die gröste Närrin geht voran.

In gleicher Angelegenheit baten einige Sekretärs bei einer Regierung den König, daß er doch gnädigst entscheiden möchte, in was für einem Range sie mit den Soldaten ständen, weil sie in Gesellschaften so viele Streitigkeiten mit den Subalternofficieren deshalb hätten?

Der König antwortete:

Mit einem Freicorporal; und ist dieser mit zu Felde gewesen, so hat dieser den Vorrang vor euch.

Friedrich.

Alle Namen, die sich mit ius endigten, waren dem Könige zuwider. Es wurde ihm die Bestallung des Referendarius Haccius zum Krieges- und Domainenrath bei

bei der Mindenschen Kammer zur Vollziehung vorgelegt, und er schrieb darunter:

„jedoch mit dem Beding, daß er Hase heisse, und den cius weg lasse.

Friedrich.

Zu der Zeit, als man entdekte, daß der bekannte Ritter d'Eon ein Frauenzimmer sei, sagte er zu dem damaligen französischen Gesandten im Scherz:

So ist es mit Euch Herren Franzosen! Wenn man glaubt, man hat mit einem Manne zu thun, so findet sich's am Ende, daß es ein Weib ist.

Im siebenjährigen Kriege hatte den König das Fieber stark angegriffen, so, daß er sehr hager und blaß aussah, als er in Leipzig sein Winterquartier bezog. Die Frau des Hauses, der der König oft Merkmale seiner Gnade gegeben hatte, beklagte ihn und sagte: „Mein Gott, wie sehen

Ew. Majestät so krank aus!" — **Das ist kein Wunder**, antwortete der König, **denn wer zwei Weiber, und die Franzosen obendrein am Halse hat, wie kann der gesund aussehen!**

Als der König 1758 den 23. August zu der Schlacht bei Zorndorf bei Güstobise über die Oder gegangen war, brachten die Husaren zehn bis zwölf Kosakken, die sie gefangen genommen hatten, zu dem König. Diese Leute sowohl als ihre Tracht war Allen etwas ungewöhnliches. Der König betrachtete sie aufmerksam, und sagte nachher zu dem Maior von Wedell, dessen Grenadierbataillon die Avantgarde hatte: **Sehe Er einmal, mit solchem infamen Krop muß ich mich schlagen.**

Dem Könige fiel einst auf seinen Reisen, bei Wechselung der Pferde, ein iunger Postofficiant auf, dessen Kleidung sehr buntschekkig und windig aussah. Er rief ihn

zu sich, und fragte: wer seinen Rok gemacht hätte? Der junge Mann nannte den Schneider. Der König entließ ihn mit den Worten: „Geh er hin, und grüß' er seinen Papa und seine Mama! Der Postofficiant aber fühlte glüklicherweise diese beissende Antwort nicht, die ihn zum Knaben heruntersezte, und gieng fröhlich davon.

Es fehlte einst in einer hiesigen Kirche an Gesangbüchern für den Hofstaat, und auch an Holz die königliche Loge zu heizzen. Der damalige Küster, ein alter dreister Mann, schrieb folgendergestalt an den König:

Allergroßmächtigster König!

„Ew. Königl. Majestät thu berichten 1) daß es an Gesangbüchern für die königl. Familie fehlt. Ew. Königl. Majestät thu berichten 2) daß es an Holz felht, um die königl. Loge ordentlich heizzen zu können. Ew. Königl. Majestät thu berichten 3) daß das Geländer am Wasser hinter der Kirche schadhaft ist.“

N. N. Küster an der . . . Kirche.

Der

Der König, der über dieß sonderbare Schreiben wohl herzlich gelacht haben mag, schrieb mit eigner Hand folgende Antwort darunter:

„Ew. Wohlwürd. dem Küster N. thu berichten, 1) daß, wer singen will, sich selbst ein Gesangbuch besorge. Ew. Wohlwürd. dem Küster N. thu berichten 2) daß, wer sich will einheizzen lassen, sein Holz sich selbst besorge. Ew. Wohlw. dem Küster N. thu berichten 3) daß das Geländer am Wasser seine Sache nicht ist. Dem Küster N. thu endlich noch 4tens berichten, daß ich mich weiter in keine Korrespondenz mit ihm einlasse.“

Friedrich.

Merkwürdige Kabinetsordern.*)

Wie sehr es diesem weisen König um Wahrheit und Aufklärung zu thun gewesen sei, zeigt die Mühe, die er sich gab, große Männer in seinen Staaten zu haben und zu erhalten. Gleich den sechsten Tag nach

*) Man hat diese Kabinetsordern nach der Zeitfolge geordnet. Im zweiten Theil werden noch mehrere eben so intressante folgen, die man jetzt deshalb hat weglassen müssen, damit beide Theile gleich stark werden könnten.

Wenn die eingesandten Beiträge so viel ausmachen, um noch einen dritten Theil davon zu liefern, so werden wahrscheinlich die Leser und alle Verehrer des großen Monarchen darüber nicht unzufrieden sein. Des Königs Kabinetsordern sind übrigens, wie bekannt, immer mit seinen eignen Worten abgefaßt worden, und man kann sie also, wenn sie auch nicht von seiner Hand geschrieben wurden, ganz als seine eigne Arbeit ansehen.

nach seinem Regierungsantritt schrieb er folgendes an den seel. Probst Reinbek:

König Friedrich des Zweiten Befehl an Reinbek.

Würdiger, besonders lieber Getreuer.

Ihr habt nochmals an den Regierungsrath Wolf zu schreiben, ob Er sich nunmehro nicht entschliessen könne, in meine Dienste zu gehen, und würde ich ihm alle raisonnable Conditiones akkordiren. Ich bin

Euer affektionirter König.

Eigenhändig hatte der König hinzugeschrieben:

Ich bitte ihn, sich um den Wolf Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß in aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden, und glaube ich, daß er eine Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn er den Wolf hieher persuadirt.

Friedrich.

Se. Königliche Majestät in Preußen rc. Unser allergnädigster Herr, haben zeithero zum öftern wahrgenommen, wie daß sehr viele Unterthanen die bittersten Klagen über die unendlichen Pressuren der Beamten geführet, als durch welche leztern sie nicht nur sehr herunter gekommen, und zum gänzlichen Ruin gebracht, sondern auch wohl gar in solche Umstände gesezzet worden, daß sie das Ihrige mit dem Rükken ansehen, und das Land verlaufen müssen, wobei diese Leute um so unglüklicher gewesen, da sie, ohnerachtet solche gehöriger Orten geklaget, dennoch weder Gehör noch Hülfe gefunden, nachdem die mehresten der Krieges- und Domainen-Kammern das Principium führen, daß man in solchen Fällen dem Beamten nicht abstehen, sondern etwas conniviren müsse, damit der Beamte nicht etwa das Amt aufkündigen und alsdann die Kammer in die Verlegenheit sezzen möchte, einen neuen Pächter sogleich zu finden, anderer Ursachen, die Se. Königliche Maje-

stät hier noch mit Stillschweigen übergehen wollen, nicht zu gedenken.

Wie aber höchstgedachte Se. Königliche Majestät dergleichen Unwesen nachzusehen keinesweges gemeinet sind, und zwar den Beamten in Erhebung der Gefälle, welche ihnen verpachtet worden, nicht hinderlich fallen, hingegen aber durchaus nicht leiden wollen, daß selbige durch allerhand Chicanen und unter allerhand pflicht= und gewissenlosen Prätexten die Unterthanen aussaugen, deren Armuth an sich ziehen, und durch unendliche Bedrükkungen an den Bettelstab bringen und verjagen sollen; als erinnern Höchstdieselben Dero Generaldirektorium hiedurch zuförderst so gnädig als alles Ernstes, hinführo in diesem Stük mehrere Consideration auf die Conservation der Unterthanen zu nehmen, und wenn diese über ihre Amtleute Beschwerde führen, die Sachen nicht so obenhin anzusehen, noch denen Beamten in dergleichen landesverderdlichen Proceduren zu conniviren, sondern vielmehr

die

die Krieges = und Domainenkammern nachdrüklich dahin zu instruiren, daß solche die Bauern und Unterthanen in billigen Dingen niemahlen ohne Hülfe lassen, und allen Egard vor den Beamten, das Amt sei auch so groß und important es wolle, in dergleichen Fällen auf die Seite sezzen sollen.

Se. Königliche Majestät müssen Beamte haben, Sie werden dieselben auch allemal darin souteniren, damit solche dasjenige bekommen, so ihnen nach den Kontrakten gebühret, Sie werden aber nicht zugeben, daß solche mit den Unterthanen auf eine tyrannische Weise verfahren, und mit deren Personen und Vermögen so umspringen, als ob diese ganz Leibeigene von den Beamten wären, daher Höchstdieselbe denn dem Generaldirektorio nochmals aufgeben, denen Krieges= und Domainenkammern deshalb alle gebührende Weisung zu thun, durch diese aber sämmtliche Beamte erinnern zu lassen mit denen Unterthanen christlich umzugehen, und selbige nicht auf eine ungebühr-

liche

liche Weise mitzunehmen, widrigenfalls selbige gewärtigen können, daß wenn S. Königliche Majestät auf Dero Reisen einen Beamten von einen gottlosen Haushalten mit den Unterthanen überführet finden sollten, Sie ein rigoureuses Exempel an solchem statuiren lassen werden, es habe derselbe ein so großes oder kleines Amt erpachtet wie er wolle, allermassen Sie davor halten, daß, wenn ein Beamter einen Unterthanen oder Bauer aus dem Lande jaget, es so kriminel sei, als ob derselbe einen Soldaten aus Reihe und Gliedern verjagen wollte. Wann auch, unter vielen einen zu nennen, über den Beamten zu Altenlandsberg bereits öfters viele Klagen eingelaufen, daß derselbe denen Amtsunterthanen sehr schwer fällt, und solche durch allerhand unerlaubte Mittel und Wege sehr mitnimmt: So wollen Se. Königliche Majestät, daß Dero Generaldirektorium dessen Haushalten mit denen Unterthanen à la rigeur untersuchen, und wenn derselbe so coupable gefunden worden,

als verlauten wollen, solchen selbst nach Berlin kommen und nachdrücklichst bestrafen lassen, zugleich aber der Departementsrath aus der Kammer, welcher darunter konniviret, und die Konservation der Unterthanen hinten angesezzet, darvor scharf angesehen werden solle.

Wornach mehrgedachtes Generaldirektorium sich allerunterthänigst und eigentlich zu achten hat. Potsdam den 7ten August 1742.

Friedrich.

An das Generaldirektorium.

Durchlauchtigster Fürst,
Freundlich lieber Vetter.

Ich will, daß bei allen Regimentern allen denjenigen Enrollirten in ihren Kantons, welche wegen Alters oder allzukleinen Statur, in denen Kompagnien, worunter sie gehören, nicht eingestellet oder wirklich gebrauchet werden, der Abschied, ohne daß

dafür

dafür das allergeringste, es sei an Gelde oder sonsten was gefordert, noch genommen werde, ohnweigerlich gegeben werden soll, damit solche Leute ungehindert heirathen können, und sich häuslich niederlassen, auch dadurch sowohl meine Länder desto mehr peupliret, als auch die Güter und Höfe, wo es an Wirthen fehlet, gehörig besezzet werden mögen. Jedoch sollen die Regimenter sich auf solchen Fuß sezzen, daß, wenn sie in Campagne gehen müssen, jede Kompagnie 122 Mann stellen könne, als so stark sie alsdann überhaupt seyn soll. Ew. Liebden werden demnach diese meine feste und ernstliche Willensmeinung sämtlichen Staabsofficiers und Kapitains Dero Regiments unverzüglich bekannt machen, auch beständig aufs allernachdrüklichste darauf halten, daß dieser Ordre von allen aufs genaueste nachgelebet werde, maaßen ich, wenn wider mein besseres Verhoffen, jemand in ein oder andre Art hiergegen handeln sollte,

te, solches aufs schärfeste resentiren würde. Ich bin.

Ew. Liebden

Charlottenburg
den 2ten August 1742.

freundwilliger Vetter.

An des Generalfeldmarschall Fürst von Anhalt-Dessau, Liebden.

Kabinetsordre an den Probst Reinbek.

Würdiger, lieber Getreuer! Da der Generalmajor von Jeetz in des zu Anklam verstorbenen Præpositi Platz den Feldprediger seines unterhabenden Regiments, Namens Schukirch, in Vorschlag bringet; so sollet ihr mir melden, ob dieser Mensch gut ist, und die zu diesem Amt erfoderliche Fähigkeit besizzet, indem ich nicht gewillet bin, aus schlechten Leuten Pröbste zu machen. Ich bin

Ew. wohl affectionirter König
Friedrich.

Magdeburg den 22. Sept. 1740.

Der

Der geheime Finanzrath Tarrach erhielt nachstehende Kabinetsordre:

Rath; Besonders lieber Getreuer! Ich habe Euch auf euren Bericht vom 4ten dieses, wegen des Etablissements einer holländischen Papiermühle durch den Eisenhard zu erkennen geben wollen, daß wenn ich darzu 30,000 Rthlr. gebe, es genug ist. Bedenket doch selbst, was das für eine Summe Geldes ist, wenn die Jemand kriegt, und das Etablissement dafür zu Stande bringt. Aber statt dessen die Bürger solche Sachen machen, und dazu ihre Gelder anlegen sollten, wollen sie Güter kaufen, und Ich muß die Manufakturen machen. Das sollten dagegen die Bürger thun, denn Güter schikken sich nicht für sie. Ich bin übrigens Euer gnädiger König. Potsdam den 6. Julii 1780.

Friedrich.

Auf die nochmalige Vorstellung der Kaufmannschaft, daß sie nicht mit ihrer Handlung bestehen könnten, wenn die Ein-

schrän-

schränkung des Handels mit dem Kaffee statt fände und das darüber ergangene Edikt gültig bleiben sollte, ertheilte der König folgenden Bescheid.

„Aus der anderweitigen Vorstellung der hiesigen Materialhandlung von gestern, wegen der vorstehenden Abänderung des Kaffeehandels ergiebt sich, daß dieselbe die landesväterliche Absicht Sr. K. M. v. Pr. unsers allergnädigsten Herrn hierunter in ihrem ganzen Umfang nicht kennet, und dahero wollen Höchstdieselben ihr solche hiermit näher bekannt machen.

Zu dem Ende muß gedachte Materialhandlung wissen, daß eines Theils blos für Kaffee jährlich eine Summe von 200,000 Rthlr. aus dem Lande geht, und dagegen die Bierbrauereyen, welche blos eigene Landesprodukte konsumiren, zum größten und unwiderbringlichen Verlust des Adels, Bürgers und des Landmanns abscheulich herunter und ihrem Ruin nahe gekommen

 sind,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

sind, andern Theils aber auch überdem mit diesen ausländischen so viel Geld aus dem Lande ziehenden Produkten eine erstaunliche Kontrebande, und zwar so viel getrieben worden, daß sie mit geladenem Gewehr sich auf unsern Gränzen eingefunden, und zu deren Begünstigung Feuer auf die Accise-officianten, Aufseher ꝛc. gegeben haben. Beide aus einem uneingeschränkten Kaffee-handel entstandene und täglich überhand neh-menden Uebel, sind also die einzigen Ursachen, welche Höchstgedachte S. K. M. zu denen obge-dachten Abänderungen veranlaßt haben, und Höchstdieselben werden auch davon um so weniger abgehen, als der Materialhandlung, anstatt sich mit dergleichen schelmischem Handel weiter abzugeben, noch viele andre Waaren als Hammel, Kälber und ander Schlachtvieh, so wie ausser den Gewürzen auch Butter und Eier übrig bleiben, wel-che sie aus den übrigen königlichen Provin-zen anhero schaffen, und dadurch diesen Ab-gang von Kaffee in ihrem Handel auf eine

dem

dem Vaterlande weit vortheilhaftere Art ersezzen kann. Berlin, den 14ten Jan. 1781.

Friedrich.

Bei der Einführung des neuen Gesangbuches kamen vier Gemeinen beim Könige ein, daß es ihnen erlaubt sein möchte, ihr einmal gewohntes Porstensches Gesangbuch beizubehalten, worauf folgender Bescheid erfolgte:

„Se. Majestät unser allergnädigster Herr kennen den großen Werth einer vernünftigen Toleranz in Religionsgebräuchen zu genau, um auf die von den hiesigen vier Gemeinden unter dem 14ten eingegebenen Neuerungen Rüksicht zu nehmen, noch weniger dagegen zu verordnen.

Höchstdieselben haben es sich vielmehr aus völliger Ueberzeugung, daß es die Pflicht eines jeden guten Landesherrn und Vaters ist, zum unveränderlichen Gesez ge-

macht, jeden Dero Unterthanen völlige Freiheit zu lassen, zu glauben, und seinen Gottesdienst zu verrichten wie er will, nur daß seine Lehrsäzze und Religionsübungen weder der Ruhe des Staates noch den guten Sitten nachtheilig sein müssen. Höchstdieselben wollen daher auch, daß in den Kirchen kein Zwang in Ansehung des Katechismi noch Gesangbuches herrschen, sondern jeder Glaube hierunter ganz freie Hände haben und behalten soll.

Vermuthlich ist der neue Katechismus, so wie das neue Gesangbuch, verständlicher, vernünftiger und dem wahren Gottesdienste angemeßner, weil so viel andre Gemeinen bei welchen so in allgemeinem Ruf stehende Männer sich befinden ihm den Vorzug eingeräumet haben.

Gedachte vier Gemeinen haben daher sich gänzlich zu beruhigen, da, wie bereits gedacht, Ihnen sowohl als jedem Ihrer

Mit-

Mitunterthanen, ganz frei steht zu glauben und zu singen was er will.

Berlin den 18ten Januar 1781.

(Eigenhändig) **Friedrich.**

Ein jeder kann bei mir glauben was er will, wenn es nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angehet, so stehet einem jeden frei zu singen: **Nun ruhen alle Wälder**, oder dergleichen dummes und thörigtes Zeug mehr. Aber die Priester müßen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden.

Friedrich.

An die 4 Gemeinen.

Seine Königl. Majestät von Preußen, unser allergnädigster Herr haben vernommen, daß dorten ein Kerl mit wilden Thieren gestern einpassirt ist, um solche für Geld sehen zu lassen. Da nun dies Dero Intention ganz und gar entgegen ist, und der-

gleichen Leute gar nicht weiter hereingelassen, sondern an den Thoren gleich abgewiesen und bedeutet werden sollen weiter zu gehen; denn das Volk ziehet nur ein Haufen Geld aus dem Lande, das soll aber nicht sein, und in dieser Absicht auch dieser Kerl ohne Anstand wieder fortgeschikket werden: So haben Höchstdieselben das nöthige an den Generallieutenant v. Rammin bereits ergehen lassen, und lassen solches auch Dero Generaldirektorium hiedurch bekannt machen, um sich darnach zu achten, und um auch seines Orts das hierunter erforderliche zu veranlassen und zu besorgen. Potsdam, den 25. Februar 1781.

Friedrich.

An das Generaldirektoriam.

Einige Bürger in Berlin waren über den Bau mißvergnügt, den der König mit ihren Häusern vornahm, und wagten es sogar, sich darüber beim König zu beschwe-

ren.

ren. Hierüber ward der Monarch sehr unzufrieden, und äusserte: daß er gar keine Bürgerhäuser mehr bauen lassen wollte, weil sich die Besizzer dieser Gnade unwerth machten; daher beschloß eine Anzahl gutgesinnter Bürger den König zu bitten, daß er diesen für sie so nachtheiligen Entschluß gnädigst ändern möchte, damit nicht der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden müßte, Sie erhielten folgende Kabinetsordre zur Antwort:

Die Berlinische Bürgerschaft ist mit Seiner Königl. Majestät von Preußen ꝛc. unsers allergnädigsten Herrn, ihr, durch den Bau ihrer alten Häuser erwiesenen Wohlthaten, niemals recht zufrieden gewesen, und die leztere Vorstellung und Beschwerden über die Dächer der am Gensd'armesmarkt erbauten neuen Häuser, ist ein neuer Beweis, wie wenig viele den Werth Dero Königl. Milde hierbei anerkennen. Indessen werden Höchstdieselben niemals die Schuldigen mit den Unschuldigen vermengen, und wollen solches denen 45 unter-

schriebnen Kaufleuten und andern Bürgern auf ihre Vorstellung vom 12ten, zu ihrer Beruhigung, hiermit nicht verhalten. Potsdam den 15ten Oktober 1782.

An die Kaufleute Bärsch,
Teller und Konsorten in
Berlin.

Ein gewisser Graf brachte bei dem Könige das Gesuch an: daß Se. Majestät dessen Sohn im Militärstande zu befördern geruhen möchten. Der König ließ an obgedachten Grafen folgende Kabinetsresolution ergehen:

Wohlgebohrner lieber Getreuer!

Ich habe aus Eurem Schrieben vom 22. Mai d. J. Euer Gesuch wegen Eures Sohns gesehen. Ich muß Euch aber sagen, daß ich schon längst den Befehl gegeben habe, keinen Grafen in meiner Armee anzunehmen; denn wenn sie ein oder zwei Jahr gedient haben, gehen sie

nach

nach Hause. — — Will Euer Sohn dienen, so gehört die Grafschaft nicht dazu, und er wird nie weiter avanciren, wenn er sein Meitier nicht ordentlich lernt. Ich bin Euer wohl affektionirter König.

Friedrich.

(Von des Königs eignen Hand war nachfolgendes darunter geschrieben:)

„Junge Grafen, die nichts lernen, sind Ignoranten in allen Ländern. In England ist der Sohn des Königs nur Midschipman auf einem Schiffe, um die Manövres dieses Dienstes zu lernen. Im Fall nun aus einem Grafen was werden, und er der Welt und seinem Vaterlande etwas nüzze werden soll; so muß er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden; denn dieses sind nur Narrenspossen; sondern es kommt nur allezeit auf sein Mérite personel an.

Friedrich.

Der König hatte befohlen, daß die englischen Spinn- und Krazmaschinen bei hiesigen Fabriken eingeführt werden sollten, damit die Waaren wohlfeiler würden. Als der Königl. Minister Freyher von Heiniz dem Könige anzeigte, daß etliche der reichesten Wollfabrikanten anfangen würden, diese Wollspinnmaschinen zu gebrauchen: so schrieb er eigenhändig darunter:

„Dies aber versteht sich nur von feinen Tüchern und Manschester, sonst würde durch Abbringung der Spinnerei die Armuth leiden.

Friedrich.

Nicht lange nachher schrieb der König:

„Sodann ist auch gar nicht meine Intention, daß die Spinnmaschine allgemein werde, und bei allen Kattun- und Zitz- auch andern solchen Fabriken eingeführt werden soll. Es würde ja sonst eine sehr große Menge Menschen, die bisher

von

von dem Spinnen sich ernährt haben, ausser Brod gesezt werden; das kann unmöglich angehen, sondern ich meine lediglich nur unsre beiden Manschesterfabriken, um denen mehr aufzuhelfen."

Auf die Anzeige des Staatsministers Freyherrn von Werder, daß durch den Gebrauch der englischen Spinn- und Krazmaschinen die Manschesterfabrik in den Stand gesezt worden, mit den Engländern wo nicht geringere doch gleiche Preise zu halten, schrieb der König eigenhändig unter diesen Bericht:

„Das ist mir lieb. Denn bei
„Manufakturen kommt alles auf
„wohlfeilere oder gleiche Preise an."

Friedrich.

An das Oberkonsistorium zu Breslau.

Da seine Königl. Majestät von Preussen ꝛc. unser allergnädigster Herr es nicht

ha-

haben wollen, daß die gemeinen Leute, wenn sie Bittschriften zu überreichen haben, oder auch bei anderer Gelegenheit, vor Höchstdenselben auf die Erde niederfallen; (denn das können sie wohl vor Gott thun, und wenn sie was abzugeben haben, so können sie das thun, ohne dabei niederzufallen) so befehlen Höchstdieselben Dero Breslauischen Oberkonsistorium hiedurch in Gnaden, die Verfügung sofort zu treffen, daß dieses in allen evangelischen Kirchen hier in Oberschlesien von allen Kanzeln abgelesen werde, wie solches auch dem Weihbischof von Rothkirch in Ansehung der katholischen Kirchen ebenfalls geschrieben worden, auf daß die Leute das wissen, und das Niederfallen auf die Erde vor Ihnen künftig unterlassen. Das Oberkonsistorium hat also das hierunter erforderliche gehörig zu veranlassen und zu besorgen. Bettlern, den 30. Aug. 1783.

Friedrich.

Rath, Liebe Getreue! Es haben zwei Tischler aus Berlin, Namens Voigt und Dikowitz, bei mir sich beschweret daß der dortige Magistrat sie, wegen erbauter Buden, in eine Geldstrafe kondemniret hat, um deren Erlassung sie gebeten haben. Ich habe auch diesem Gesuch bei denen dabei obwaltenden Umständen deferirt, und die Ordre deshalben an die Churmärksche Kammer ergehen lassen.

Bei dieser Gelegenheit aber habe ich Euch, und dem gesamten Polizeidirektorium hiedurch zu erkennen geben wollen, wie ich es durchaus nicht haben will, daß dort noch mehrere Buden gebauet werden sollen; indem solche nur Anlaß geben zum liederlichen Leben und zur Faulheit, denn die Leut darinnen sind den ganzen Tag müßig und arbeiten gar nicht. Dagegen aber, wenn sie in ihren Häusern sind, so können sie ihre Arbeit hübsch verrichten, und ihrer Wirthschaft ordentlich wahrnehmen, und die Sachen, die sie zu verkaufen haben, können sie dem

ohne

ohnerachtet, wenn die Zeit davon ist, an die dazu bestimmten Oerter hinbringen und da verkaufen.

Ihr habt Euch also darnach stricte zu achten, und wohl darauf Achtung geben zu lassen, daß daselbst keine neue Buden weiter erbauet werden. Ich bin Euer gnädiger König.

Potsdam, den 10ten November 1783.

Friedrich.

Seine Königl. Maj. von Preußen rc. unser allergnädigster Herr, lassen dem Pater Franz Pitzner auf dessen hier anderweit eingereichte Vorstellung und Gesuch hierdurch zu erkennen geben, daß seine Sache schlechterdings vor den Weihbischof von Rothkirch zu Breslau gehöret, denn allhier können dergleichen katholische Sachen, wie die Sei-

nige

nige ist, nicht abgemacht werden, und wie können auch Ketzer davon urtheilen, was er mit dem Franziskanerkloster wegen übertretener Gelübde für Streit habe. Es bleibt für ihn also weiter nichts übrig, als bei dem Weihbischof von Rothkirch zu Breslau sich zu melden, wohin die Sache auch bereits gegangen ist. Potsdam den 3ten Aug. 1785.

Friedrich.

An den Pater Fr. Pitzner
aus Schlesien.

Das Generaldirektorium zeigte dem Könige unterm 8ten Nov. 1783 an, " daß die Hünerzucht in Kurmark und im Magdeburgischen besser als sonst poussirt würde, und die Residenzen Berlin und Potsdam bald ihren Eierbedarf aus Königlichen Provinzen erhalten könnten, ohne ferner der Zufuhre

aus

aus Sachsen benöthiget zu seyn." Der Monarch schrieb eigenhändig zu diesem Bericht:

„ ist ganz recht! denn die Hüner
„ brüten hier so gut wie in
„ Sachsen."

Friedrich.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedrich II., Preußen, König, 1712-1786

Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben Friedrich des Zweiten

Bd.: [1].

Berlin (1787)

Bor. 10-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012460-6
VD18 80341764-001